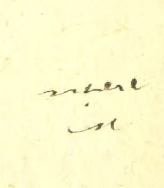






Adolf .. von Knigge
1752 - 1796

Gesammlete

poetische und prosaische

kleinere Schriften

von

A. Frhrn. v. K.



erster Theil

Frankfurt am Main
in Andreäischem Verlage 1784



Nachricht.

Die Aufsätze, wovon hier eine kleine Sammlung erscheint, sind theils aus periodischen Schriften, in welchen sie einzeln erschienen waren, itzt verbessert zusammen gedruckt, theils aus den Manuscripten des Verfassers, mit Auswahl und Prüfung hervorgezogen worden. Der Beyfall, womit das Publicum einige der ersteren im Magazin für Frauenzimmer und den oberrheinischen Mannigfaltigkeiten aufgenommen hat, ermunterte den Herausgeber diese Sammlung zu veranstalten, welche er, wenn die Leser Geschmack daran finden, fortsetzen wird.

Inhalt.

I. Gedichte.

II. Briefe über Erziehung.

III. Vermischte Aufsätze.

I

Gedichte





Trost des Redlichen.

Klage nicht, wenn Deinem guten Herzen
Mancher fromme Wunsch mislingt,
Wenn Gefühl von Kummer, Noth und Schmerzen
In die bange Seele dringt!

Trage mit Geduld die kleinen Leiden,
Die des Schicksals Hand Dir schickt!
Fliehe Mismuth, welcher kleiner Freuden
Seligen Genuß erstickt!

Mache Dich gefaßt, dem zu entsagen,
Was so sehnlich Du gehofft,
Und verzage nicht in trüben Tagen,
Wo denn freylich gar zu oft

Jeder, wenn des Schicksals Stürme toben,
Untreu Dir den Rücken kehrt,
Da den Unhold, den das Glück erhoben,
Pfaffe, Fürst und Bürger ehrt.

Sey nur thätig, Wohlthat zu verbreiten;
Suche in Dir selbst Dein Glück;
Deine Brüder hilf zur Tugend leiten;
Führe Irrende zurück!

Flieh' der Thoren Lob, flieh' eitlen Schimmer;
Hilf verkannter Redlichkeit;
Kämpfe gegen Laster; Rechne nimmer
Auf Erfolg und Dankbarkeit!

Süße Lust, im Stillen gut zu handeln,
Von der großen Welt verkannt,
Einsam seinen sichern Pfad zu wandeln,
An der schönen Tugend Hand!

Ist nicht das Bewußtseyn edler Thaten
Mehr als Königskronen werth,
Da indeß den Narren leerer Schatten,
Stand und Ruhm und Gold bethört?

Innrer Frieden lohne Deines Herzens
Reines, göttliches Bemühn;
Laß Dir im Gefühl des tiefsten Schmerzens
Neue, sich're Hofnung blühn!

Hofnung, daß von Deinen Thaten, keine
Ungekrönt von Segen ist,
Daß Dein Engel vor dem Thron nicht Eine
Darzustellen je vergißt.

Herr Spatz.

Hört, wie Herr Spatz der Große spricht!
Seht nur das glühende Gesicht!
Hört, wie er lermet, schimpft und schreyt,
Und Rache, Gift und Galle speyt.
Wen das nicht rührt, bey meiner Ehr!
Bekehrt sich nun und nimmermehr.
Auch ist er ein gar fester Mann,
Der wanken nie, nie irren kann.
Nennt er das Schwarze einmal weiß,
Das Weisse schwarz, das Kalte heiß;
So bleibt es so — er flucht dazu —
Man lasse ja den Mann in Ruh!
Sonst zeigt er Euch, weß' Geist's er ist.
Wer gegen ihn sich je vergißt,
Den straft' er wohl an Leib' und Blut —
Er steht bey Fürsten gar zu gut,
Hat mächt'gen Einfluß überall,
Beym General und Corporal —
Was nur geschieht, geschieht durch ihn;
In ganz Europa, Asien,
America und Africa,
Würkt er durch Andre fern und nah.
In aller Wissenschaft gelehrt,
Ist fremder Witz ihm gar nichts werth.
Viel Feinde hat er, das ist wahr —
Natürlich! So ein Mann ist rar —

Gemeine Leute halten schier
Impertinenz für Ungebühr,
Und glauben. Spatz sey dumm und grob,
Verschmähn und fliehen ihn darob —
Doch was bekümmert das den Spatz?
Ist nicht er selbst sein gröster Schatz?
Ist nicht er selbst sein bester Freund,
Der's herzlich mit Herr Spatzen meint?
Drum bleibt's dabey; Schimpf, wer da kann!
Herr Spatz ist doch ein großer Mann.

Klage eines Unglücklichen.

Ich habe viel gelitten
In dieser schönen Welt,
So manchen Kampf gestritten,
So manchen Wunsch verfehlt;
Viel tausend heisse Thränen,
Viel ängstlich banges Sehnen,
Hab' ich der stillen Nacht
Zum Opfer dargebracht.

Es hat Glück, Ehre, Liebe
Und Freundschaft mich gekränkt;
Mein Auge war stets trübe,
Mein Herz in Gram versenkt —
So flohn die Frühlingstage
Voll Kummer, voll von Plage —
Ach! öd' und freudenleer
War alles um mich her —

Weh mir, daß ich ein Herze
In meinem Busen trug,
Das auch bey fremdem Schmerze
So warm, so zärtlich schlug!
Von eig'nen Kümmernissen,
Von fremder Noth zerrissen,
Bebt doppelt jeder Schlag
In jeder Nerve nach.

Doch bald ist überwunden
Mein jammervolles Leid —
Ich zähle schon die Stunden,
Bis zu der frohen Zeit,
Da endlich, aus Erbarmen,
Der süße Tod mich Armen,
Nach so viel harter Last,
Im kühlen Grab' umfaßt.

Drum ruhig, liebe Seele!
Der Leiden sind zwar viel,
Doch in des Grabes Höhle
Ist aller Sorgen Ziel.
Dort stürmt kein banger Kummer,
Durch Deinen sanften Schlummer,
Im mütterlichen Schooß,
Auf Deine Ruhe los.

Aechte Toleranz.

Weich' nie von mir, Duldungsgeist der Liebe!
Wird im Tode einst mein Auge trübe;
Gieb noch, daß ich in die Welt zurücke
Liebreich blicke!

Lehre mich die Schwächern zu ertragen,
Christenduldung keinem zu versagen,
Schonend, gütig, fern von Hasse, wider
Meine Brüder!

Laß mich Nachsicht mit den Bösen haben,
Nie mich an dem Unglück Andrer laben,
Nicht zu viel auf eig'ne Einsicht bauen,
Andern trauen!

Glückt mir's nicht, Verirrte zu belehren;
Kann ich mich nicht gegen Unrecht wehren;
Sey Geduld und Unschuld, wenn ich leide,
Meine Freude.

Gott, der Geber aller guten Gaben,
Wird schon Trost und Hülfe für mich haben;
Er giebt Sonn' und Regen den Gerechten,
Wie den Schlechten.

Dem nur ist das beste Loos beschieden,
Der, voll Liebe, mit der Welt im Frieden,
Ruhig seine kurze Laufbahn wandelt,
Edel handelt,

Niemand drückt, verfolgt, beneidet, kränket,
Jedem dienet, wo er kann, und denket,
Daß wir selbst, was wir von Andern wollen,
Ueben sollen.

Selig ist, wen Eitelkeit nicht trüget,
Wer sich gern der bessern Einsicht füget,
Wenn der Böse ihm sein Ohr nicht neiget,
Duldend schweiget.

Drum weich' nimmer von mir, Geist der Liebe!
Wird im Tode einst mein Auge trübe;
Gieb noch, daß ich in die Welt zurücke
Liebreich blicke!

Falsche Toleranz.

Der Toleranz sey Lob und Dank!
Sie läßt uns reden, handeln,
Und jeden, ohne Scheu und Zwang,
Sein schiefes Pfädlein wandeln.

Man darf nicht, wie vor alter Zeit,
Auf dummen Glauben dringen,
Uns nicht zur strengen Sittlichkeit,
Zum Gottesdienst nicht zwingen;

Ein jeder darf durch scharfen Witz
Des Andern Ruhe stöhren;
Des Menschen Geist, schnell wie der Blitz,
Durchdringt der Schöpfung Sphären,

Erforscht der weisen Allmacht Plan —
Das nenn' ich Kraft der Seelen! —
Der Jüngling darf, so wie der Mann,
Philosophie erzählen.

Wenn jeder nur sich unbeschwert
Nach unsrer Meinung lenket,
Und stets so hell, so aufgeklärt,
Als unser Einer, denket,

Nichts annimt, was Herr * * nicht
Als Weisheit anerkennet,
Nicht glaubet, was ein Pfaffe spricht,
Und heil'ge Wahrheit nennet;

Dann sey er noch so sittenlos,
Und wisse nichts von Gotte,
Ihm sey kein edler Mann zu groß
Zu seinem matten Spotte;

Man muß ihn dulden, auf dem Thron
Wie in der Bauerhütte —
Was nützt Pflicht und Religion?
Sie fesseln unsre Schritte —

Nein, Freyheit ist das höchste Gut;
Für Freyheit will ich leben;
Für Freyheit will ich Gut und Blut
Und Ehre willig geben!

Und wer uns darinn widerspricht,
Nicht frey, wie wir, will denken,
Den müssen wir aus treuer Pflicht
Und Toleranz — erhenken.

Und geht das nicht; so werd' er hier
Und dort verfolgt auf Erden,
Bis wir ihn zwingen, gleich wie wir,
Hübsch tolerant zu werden.

An Julien, auf ihren Geburtstag.

Der Tag, der Dich der Welt geschenkt,
Erheitere Dein Herz!
Ihn feyre heut, von Kummer fern,
Durch Freud' und muntern Scherz.

Gieb frohen Dank dem, der Dich schuf,
Dem großen Herrn der Welt —
Ein ofner, heitrer Blick, das ist
Der Dank, der ihm gefällt.

Du darfst Dich ja des Lebens freu'n;
Dir wird kein Wunsch versagt —
Wie glücklich, wen kein Ungemach,
Kein inn'rer Kummer nagt,

Wer, so wie Du, geschätzt, geliebt,
So sorgenlos, so frey,
So theuer seinen Freunden ist —
Dein ganzes Leben sey

Ein Lächlen — ach! der lebt nur halb,
Den Freud' und Wonne fliehn;
Es bringt ein jeder junger Tag
Nur neue Qual für ihn.

Ihm lacht kein Blümchen auf der Fluhr;
Das schönste Morgenroth
Wirft Schatten in sein banges Herz,
Weckt ihn zu neuer Noth.

Auch mir ist meines Lebens Lenz
Sehr freudenleer entflohn —
Wie manchen jammervollen Tag
Zähl' ich als Jüngling schon!

Es hat oft, in der stillen Nacht,
Des Mondes sanftes Licht
Mein weiches Herz mit Gram erfüllt;
Oft, wenn er sein Gesicht

So anmuthsvoll mir zugewandt,
Warf seinen lieben Blick
Mein feuchtes Aug', im Wiederschein,
Gebrochen ihm zurück —

Es weiche unter Deinem Schritt
Des Lebens Rauhigkeit.
Durch Eine heitre Miene nur
Verscheuche Gram und Leid!

Dein spätes Alter noch sey Dir
An ächten Freuden reich!
Kein Fältgen furche Deine Stirn,
Durch Lächlen mach' sie gleich!

Du sey'st ein Beyspiel, daß Gefühl,
Daß Freude nicht, nicht Scherz
Das Alter flieht, und widme dann
Der Freundschaft ganz Dein Herz!

Lied eines armen Studenten.

Aufmunterung zur Freude.

Freude, Freude sey mein Lied!
Kummer müsse weichen!
Wenn der Murrkopf sauer sieht;
Ey! so laßt ihn schleichen!

Unsres Lebens Frühling soll
Heiter uns verfliessen.
Laßt uns froh und unschuldsvoll
Gutes hier geniessen!

Wer sich nicht zu albern stellt,
Kann, Trotz Tod und Sünden,
Auf der runden lieben Welt
Wahrlich Ruhe finden.

Obgleich ma chèr' Tante klagt,
Droh mit Pest und Hölle,
Sich und Andre wacker plagt —
Nun! Tant pis pour elle! —

Mich schreckt sie wahrhaftig nicht,
Nicht der Herr Magister,
Glaub's nicht, was der Träumer spricht —
Pereat Philister!

Toujours fröhlich seyn, mon chèr!
Das nenn' ich ein Leben!
Gieb den vollen Becher her!
Vivat Saft der Reben!

Sprecht mir nicht vom Satanas,
Und vom Fegefeuer!
Eh's nicht regnet, wirds nicht naß;
Morgen ist nicht heuer.

Quält Euch niemals vor der Zeit
Mit den künft'gen Schmerzen!
Lacht, und stärkt durch Fröhlichkeit
Eure schwachen Herzen!

Früh genug ereilt Euch noch
Manche kleine Plage.
Jungen Leute! nützet doch
Eure guten Tage,

Und gewöhnt das weiche Herz
Ungemach zu leiden!
Duldet, schweigt, und hofft im Schmerz
Auf die spätern Freuden!

Kränket niemand, wenn Ihr lacht!
Spottet nicht des Thoren!
Gott hat ihn wie Euch gemacht,
Laßt ihn ungeschoren!

Steht der Schelm gleich obenan,
Da der Edle leidet,
Und der böse reiche Mann
Sich am Unglück weidet;

Mögt' ich dennoch wahrlich nicht
Mit dem Unhold tauschen,
Wenn im schwarzen Traumgesicht
Teufel um ihn rauschen,

Ihm dann sein Gewissen sagt:
„Kerl! So wird Dir's gehen,
„Wenn Du, der die Unschuld plagt,
„Vor Gericht wirst stehen.“

Lernet aber mäßig seyn,
Wenig zu begehren,
Pfaff' und Fürsten nicht zu scheun;
Fliehet hohe Ehren!

Ist mir's wahrlich einerley,
Ob der Czaar mich kennet,
Mir der Sultan gnädig sey,
Seinen Freund mich nennet.

Kann ich doch das ganze Pack
Gar zu leicht entbehren!
Fülle jeder seinen Sack!
Mich soll das nicht stöhren.

Was nützt Reichthum, Rang und Gut,
Gold in großen Haufen?
Froher Muth, gesundes Blut,
Läßt sich doch nicht kaufen.

Hab' ich was; so hat's nicht Noth,
Theile, was ich habe,
Theile gern mein Stücklein Brod,
Meine kleine Gabe,

Mit dem Aermern — Hab ich nicht;
Kann ich auch nicht geben.
Wenn mir's nicht an Fleiß gebricht;
Werd' ich immer leben.

Mache dann ein Verslein schön
Für zwey baare Gulden —
Kann ich nicht in's Wirthshaus gehn,
Bleib' ich ohne Schulden.

Immer lacht der Himmel nicht,
Aber durch das Wölkgen
Scheint doch oft ein Strahl von Licht
Auf ein frohes Völkgen,

Das, gleich weit von Noth und Pracht,
Und von Vorurtheilen,
Seine stille Wandrung macht,
Ohne sehr zu eilen.

Drum seyd lustig! „Vive la joie!
„Vive la bagatelle"
Spricht der Franzmann. Croyés moi,
Franzmann sieht gar helle,

Hat uns Alle cultivirt,
Lehrt uns singen, tanzen,
Füllt dabey ganz ungenirt,
Sich bey uns den Ranzen;

Hat sein Dösgen voll Rappé,
Bey dem leeren Beutel,
Schwingt bey Hof sich in die Höh',
Mit geputzter Scheitel,

Kalt das Herz, den Kopf voll Wind,
Leben à son aise,
Freundlich stets — Das heißt, mein Kind!
Vivre à la françoise.

An Charlotten, an ihrem Geburtsfeste.

Gesegnet sey der Tag, der einst auf Deine
Wangen
Die erste Morgenröthe goß!
Gesegnet sey der Tag, der, Deinen Freunden heilig,
Des schönsten Lebens Anfang war!

An dem die Vaterhand des Schöpfers aller
Welten
Den edlen, reinen Geist Dir gab,
Der zu der Tugend Dich, zu süßer Menschenliebe,
Und jedem wohlzuthun belebt!

Ein Herz, so ganz gestimmt der Freundschaft
heil'gen Banden,
Dem Glück der Liebe sich zu weyhn,
Geschaffen Sympathie und Freude zu erregen
In jedes guten Menschen Brust.

Mich dünkt, ich sehe Dich, wie in der kleinen
Wiege
Das süße, holde Mädgen liegt,
So ungekränkt, so neu auf dieser schönen Erde,
So still, so sorgenlos, so frey.

Du warfst den ersten Blick aus seelenvollen
Augen
Voll Lieb' und Güte um Dich her.
Dein sanftes, weiches Herz, mit aller Welt in
Frieden,
Winkt Segen, jedem, der sich naht.

Dann wandelte Dein Fuß, von Grazien und
Musen
Geleitet, an der Tugend Hand,
Auf Rosenwegen hin; Du tratst mit munterm
Schritte
Voll Wonne in die gute Welt.

Und trügt mich nicht mein Wunsch; so ist von
eig'nem Leiden
Noch nie Dein Herz gekränkt; so hat
Nie Kummer Dich gedrückt; so ist von Deinen
Tagen
Nicht Einer freudenleer entflohn.

O! wär' es so, und mögt' in immer gleichem
Lenze
Kein Sturm, kein Ungemach Dir drohn,
Kein Freund Dich täuschen, Zwang noch Krankheit,
fremdes Leiden,
Noch Leidenschaft Dein Unglück bau'n!

Was wünsch' ich bessres Dir, als daß Du nie erfahrest,
Nie leidest, was ich Armer litt?
Dein Leben walle sanft, wie eine heit're Quelle
Durch blumenreiche Fluren rollt.

Und liebst Du einst, o! dann gieb Herz und Hand dem Manne,
Der fühlt, wie glücklich Du ihn machst!
Geniesse sorgenlos die häuslich stillen Freuden,
Und inn'rer Frieden sey Dein Theil!

Sey glücklich, Freundinn! o! sey glücklich, ruhig fröhlig,
Und keine Zähre trübe je
Den hellen Götterblick, mit dem aus Deinen Augen
Des reinsten Geistes Abdruck strahlt!

Sey glücklich, wenn mich längst im mütterlichen Schooße
Grab und Vergessenheit umhüllt!
Sey glücklich, fühle nie, daß Bitterkeit und Leiden
Oft guter Menschen Erbtheil ist!

Schauspielerprolog beym Schluß einer Bühne.

Wie schnell entfloh die Zeit! — Bald wird nun
wieder
Oed' und verschlossen dieser Schauplatz seyn;
Schon wollen traurig hier Taliens Kinder
Der Muse heut das letzte Opfer weyhn.

Euch locken dann des jungen Frühlings Reize,
Das heit're Feld, die blumenreiche Flur,
Des Waldes Schatten, und der Vögel Harmonien,
Hinaus in's große Schauspiel der Natur.

Wir reisen fern von hier — fern aus dem Lande
Des guten Fürsten, der Talente ehrt,
Der, seines Vaterlands sich nicht zu schämen,
Die Großen Teutschlands durch sein Beyspiel
lehrt —

Wie glücklich, wenn der beste aller Herren
An unsern Werken ein'ge Freude fand,
Wenn, auszuruhn von ernsteren Geschäften,
Ein Abend ihm hier unvermerkt verschwand!

Sagt, edle Freunde! (Wenn uns Eure Güte
Mit Beyfall je beglückt; wenn unser Spiel
Euch, die Ihr teutsche Künste und die Dichter
Germaniens verehrt, nicht ganz misfiel)

Sagt, brachte man der Unschuld Eine Thräne
Des Mitleids hier; Und wär' es uns geglückt
Den zu erheitern, der im Stillen seufzet,
Wenn ihn die schwere Hand des Schicksals drückt;

Und hätten wir der Tugend sanfte Triebe,
Der Menschheit edelstes Gefühl erweckt,
Triumph dem guten Manne, Hohn dem Thoren,
Mit Schmach den frechen Bösewicht bedeckt;

Was fehlt' dann unsrem Glück? — Doch wenn die Würkung
Des Kenners Wunsch nicht ganz befriedigt hat;
So richtet uns mit nachsichtsvoller Güte,
Und nehmt den guten Willen für die That.

Denn das Talent die Leidenschaft zu malen
Ist selbst nicht stets in eines Meisters Macht —
Ein finst'rer Augenblick, nur Eine böse Laune,
Hat Künstler oft um ihren Ruhm gebracht.

Doch führt zurück in diese schöne Gegend
Das güt'ge Schicksal uns — o! dann verleyhn
Die Musen uns das Glück, wonach wir streben,
Des Beyfalls ächter Kenner werth zu seyn!

Nur zweifelt nie, ob Eure Huld und Güte
Auf unser Herz den tiefsten Eindruck macht!
Lebt Alle wohl! — und diese Abschiedszähre
Sey Euch zum Zeugniß unsres Danks gebracht!

Auf den armen unglücklichen * * *

— — | — — | — — | —
— ◡◡ | — ◡◡ | —
— — | — ◡◡ | — — | — ◡◡ | —

Weißt Du keine Plage mehr,
Grausames Menschengeschlecht!
Für den ruhigen Dulder, den Du verfolgst;

Daß Du Kummer, Schmach und Gram
Zentnerschwer häufest auf ihn,
Bis Gott Hülfe und Trost im Tode ihm reicht?

Oder ist die Schale voll?
Hast Du denn endlich genug
Rache, neidische Rache, an ihm geübt?

Weil er besser ist als Du;
Weil er von Liebe entbrannt,
Rath und Wohlthat und Segen großmuthsvoll
giebt,

Eifrig dienet, wem er kann;
Weil er sein liebreiches Herz
Willig öfnet, und furchtfrey Wahrheit Dich lehrt,

Duldend gegen Schwache ist —
Nicht gegen Bosheit und Trug —
Weil zu ihm seine Zuflucht jedermann nimt,

Der des Edlen Rath bedarf;
Weil er Tirannen nicht scheut?
Ja! die Schale ist voll; Bald wird er nicht mehr

Wandeln, leiden, kämpfen; Bald
Wird er (Freue Dich doch!)
Gern zurück in sein bessres Vaterland gehn.

Pfui! der falschen Natterbrut!
Höre — zum ewigen Schimpf! —
Du warst Seiner nicht werth, verderbtes
Geschlecht!

Doch, der bessre Enkel wird
Dankbar erkennen, was Er
Jetzt schon für ihn gethan, und Thränen ihm
weyhn,

Thränen der Bewunderung,
Wenn Eure Könige längst
Und Gelehrte Vergessenheit deckt.

Wenn dann Kind und Knabe einst
Bücher, geschrieben zum Lob
Der Geschichte der Fürsten und Herrn,

Und das Werk, darinn ihr Glanz
Schmeichlerisch ausposaunt steht,
In den Schulen umherwirft; dann wird noch still

Aber ehrenvoll genannt,
Unter der Edleren Schaar,
Dankbar, segnend, der Nahme, den Du verkennst,

Ja! der Nahme dieses Manns,
Den Du schändlich gedrückt —
Unauslöschlich ist bey der Nachwelt sein Ruf!

Seiner Thaten Folge wird
Seine Vertheidigung seyn —
Wohl dem Manne, der ihn zu schätzen verstand! —

II

Briefe

über

Erziehung



Erster Brief.

Sie verlangen, lieber Freund! von mir eine kurze Anweisung, nach welcher Herr * * *, dem Sie die Erziehung Ihrer Kinder anvertrauen wollen, verfahren soll. Aber welche weite, für meine schwachen Kräfte unerreichbare Laufbahn eröfnen Sie mir da? — Doch, es sey! Nützen Sie einige meiner Winke, oder zerreissen Sie diese Blätter! Ich gehorche Ihnen mit Freuden, um Ihnen ein geringes Zeichen meiner Hochachtung für Sie zu geben.

Ihre Absicht ist, Ihre Kinder, der menschlichen Bestimmung gemäß, zu guten, edlen, thätigen, nützlichen und glücklichen Geschöpfen zu bilden. Aber wie selten wird bey der Erziehung auf dies alles wahrhaftig Rücksicht genommen! Wie viel Bücher sind nicht schon geschrieben, in welchen diese Mängel entwickelt, neue, bessere Methoden vorgeschlagen, oft nur Irthümer durch Irthümer bestritten wurden! — Und sind wir dadurch weiter gekommen? Ich wünschte es; aber leider! sieht es nicht so aus. Woran liegt aber der Fehler? Künsteln wir zuviel? Wie ist es anzufangen, einmal allgemeine Grundsätze zur Erziehung festzusetzen?

Ich müßte hier auch ein Buch schreiben, wenn ich ein vollständiges System meiner Gedanken liefern wollte. Also nur einige Hauptsätze, die wenigstens dazu dienen können, den Lehrer und Erzieher aufmerksam auf den Weg zu machen, den er einschlagen soll — Und dieser Weg ist der Weg der Natur.

Zuerst solche Bücher gelesen, wie Lessings Werk: über die Erziehung des Menschengeschlechts, und Rousseau's Emil sind, um große, allgemeine Begriffe von dem Gange zu bekommen, den man billig in der Erziehung wählen müßte, wenn man ganz der Natur folgen könnte, wenn es noch res integra wäre.

Ich weiß wohl, daß Lessings Erziehung des Menschengeschlechts kein Erziehungsbuch ist, allein ich glaube, man kann daraus lernen, wie Gott selbst das Menschengeschlecht durch Erfahrung dahin führt, wohin seine väterliche Güte es leiten will, und halte dafür, daß man, bey Bildung einzelner Menschen, eben diesen Weg einschlagen, und den Zögling in Lagen zu setzen suchen müsse, wo er das Bedürfniß fühlt, sich der Leitung des Lehrers zu überlassen. Endlich leuchten auch würklich aus diesem kleinen schätzbaren Werke so viel einzelne helle Blicke hervor, die Licht auf Erziehung überhaupt, in abstracto genommen, verbreiten.

Hat man nun ein großes Ideal im Kopfe, dann gehört freylich gesunde Ueberlegung dazu, zu untersuchen, was in der jetzigen Weltverfassung anwendbar, und was es nicht ist. Wäre es auch möglich (und das kann es wahrlich nicht seyn) ein Plätzgen auf dem Erdboden zu finden, wo man seinen Emil, umringt von unverderbten Leuten, nach Rousseau's edlen einfachen Art, bilden könnte; Wäre man Meister genug über sich, um nicht selbst oft die Mängel einer erhaltenen fehlerhaften Erziehung, zum bösen Beyspiel seines Zöglings, hervorblicken zu lassen; so wäre doch sehr zu befürchten, daß dieser, vollkommen nach unserm Ideal gebildete Mensch, wenig glückliche Stunden auf dieser Welt, in welche er gar nicht passen könnte, haben würde.

Wenn also je das Menschengeschlecht wieder zu der seligen Einfalt zurückgebracht werden sollte; so müßte es nach und nach durch unmerkliche Fortschritte geschehen. Immer aber muß man in jedem Zeitalter thun, was zu thun möglich und nützlich ist, und diejenige Erziehung ist daher jetzt die vollkommenste, welche die Menschen in den Stand setzt, auf ihr Zeitalter zum Guten zu würken, und in dem jetzigen Zustande der Welt glücklich zu seyn.

Es giebt aber doch gewisse Hauptregeln, die aus unserm Ideal entlehnt, und nur modificirt

werden müssen. Solche muß man nie aus den Augen verliehren; Sie bleiben immer wahr, in jedem Jahrhundert, sonst wäre das System falsch, und auf diesen muß der ganze Plan ruhen. Sie sind aus der Natur des Menschen, aus der Erfahrung entlehnt, und ich will es versuchen, einige derselben hier zu entwickeln.

I. **Man soll so wenig als möglich bey der Erziehung künsteln.** Man versteht mehrentheils den Satz unrecht, daß der Mensch von Natur zum Bösen geneigt sey. Er folgt seinen Trieben; Diese Triebe führen ihn dahin, sein Glück zu suchen; Nur das, was die Harmonie des Ganzen befördert, der grade Weg der Tugend, leitet zum Glücke; also sucht jeder die Tugend. **Es liegt nur an der Erkenntniß,** wenn er sie nicht findet. Er handelt schlecht, weil er hierdurch sein Glück zu befördern glaubt. Die Befriedigung seiner Leidenschaften scheint ihm Glück. Es ist also nöthig, ihn früh fühlen zu lassen, daß seine Leidenschaften ihn leicht auf Irrwege führen können. Dies lasse man ihn sinnlich empfinden, **damit der böse Eindruck des sich selbst zugezogenen Uebels mächtiger als der Reiz der Leidenschaften werde.**

Dies zu erlangen, dazu gehört nur, daß man dem Gange der Natur und des Schicksals folge. Jede böse Handlung bestraft sich selbst; aber nicht

immer fühlt man die Folgen sogleich. Man leite es also so, daß das Kind früh jede Folge seiner rechten und unrechten Schritte fühle.

Dabey aber soll man immer gänzlich unthätig scheinen. Die Sache selbst müsse belohnen und strafen, damit das Kind nie glaube, nach eines andern Willen und Gefallen, sondern seinetwegen zu handeln.

II. Also lobe man nie Handlungen, die das Kind begangen hat, aber man veranstalte, daß es dafür durch die Achtung welche ihm Andre erweisen, und durch die That selbst belohnt werde. Man lobe Andre, ihrer edlen Handlungen wegen, und zeige bey jeder Gelegenheit Abscheu gegen das Laster.

Deine Begegnung sey beständig ein Wetterglas von der Aufführung des Kindes. Dein Gesicht sey heiter, wenn Du zufrieden von ihm bist, aber finster und mistrauisch, wenn Dein Sohn nicht gut gehandelt hat. Erkläre nie die Ursache davon. Er wird es schon merken; die Kinder haben den feinsten Sinn für so etwas, und das legt den Grund zu einem wachsamen Gewissen.

III. Verbiethe ihm nie etwas aus Willkühr. Sage ihm nicht: „Du sollst kein Messer anfassen!“ sondern: „Wenn Du ein Messer angreifst; so wirst

„Du Dich schneiden" Glaubt er das nicht; so laß es zu, daß er sich, ohne große Gefahr, schneide. Alsdann thue nicht, als wenn Du es bemerktest. Gieb ihm nicht gleich Pflaster u. d. gl. Er mag sehen, wie er sich helfe; Warum glaubt er nicht?

Hat er unvernünftig über jemand geschwätzt; so sage, wie es unter aufrichtigen Leuten Weise ist, es demjenigen, mit dem Du Abrede deswegen genommen hast, in seiner Gegenwart wieder: „Das „hat mein Sohn von Dir geredet" Dann überlasse diesem nach den Umständen entweder glimpflich das Kind zu rühren, zu beschämen, oder derbe mit Verweisen zu beladen. „Pfui! mein Lieber! das „war nicht hübsch, daß Du mir, der ich doch alles „Dir zu Gefallen thue, so etwas nicht gradezu ins „Gesicht sagst" oder: „Armer Tropf! Deine eigenen Fehler siehst Du nicht, merkst nicht, daß Du „noch gar nichts weißt, daß die Leute Dir aus „dem Wege gehn, weil Du u. s. f. Das alles „siehst Du nicht, aber hinter dem Rücken her andrer ehrlichen Leute Fehler aufdecken, ihnen vielleicht gar neue andichten, das kannst Du" u. dgl. m.

IV. Wollen dergleichen Behandlungen nicht zureichen, und glaubst Du eines Zwangs nöthig zu haben; so zwinge ihn so, daß er eine Idee von dem Rechte des Stärkern, und von der bürgerlichen Verfassung erhalte. Sage ihm ganz trocken: „Du

„weißt die Gründe, warum ich dies gethan oder
„nicht gethan haben will. Willst Du aber klüger
„seyn als ich; so sollst Du wenigstens erfahren,
„daß ich stärker bin. In meinem Hause habe ich
„diese Einrichtung getroffen, weil ich weiß, daß
„es die beste ist, und wer das nicht einsehn will,
„den muß ich wohl mit Gewalt zu seinem Besten
„leiten; denn ich bin der Erste in meinem Hause,
„weil ich der Hausvater, der Klügste unter Euch
„bin; so wie ich wieder von andern klügern und
„erfahrnern Menschen mich muß regieren lassen.
„Uebertrittst Du nun noch einmal meinen Befehl;
„so werde ich Dich strafen." Und ist nun dieser
Fall da; dann sey unerbittlich, aber strafe mit
Kaltblütigkeit, ohne Leidenschaft, zeige daß Du
nicht Aerger sondern Unlust empfindest.

V. Gewöhne Dein Kind, auch zuweilen das
Unrecht zu ertragen, nur nicht von Dir; denn
von allem, was Du mit ihm vornimst, müsse es
den Grund einsehn können, obgleich Du nie das
Ansehn haben mußt, als wolltest Du ihm Rechenschaft
geben. Wenn ihm aber ein andrer Knabe
oder sonst jemand Unrecht zufügt; so sage: „Gut,
„daß Du das nicht verdient hattest! Der arme
„Schelm hat schlecht gehandelt; es wird ihn einst
„reuen; Laß ihn laufen! Er ist zu unverständig,
„um seinen Vortheil zu kennen, sonst würde er
„nicht also handeln."

VI. Auch Schmerz muß Dein Kind ertragen lernen. Leidet es; so mache es nicht durch Bedauern empfindlicher und weicher; sondern hilf ihm, wenn Du kannst, ohne Unruhe über seinen Zustand zu zeigen. Sprich immer: „Ja, dergleichen fällt in der Welt vor. Man kann aber gegen jedes Leiden Mittel finden. Es hat nichts zu bedeuten; Das ist mir oft begegnet.“

VII. Gewöhne Dein Kind beyzeiten, die kleinen Freuden dieses Lebens zu schmecken; Hüte Dich vor Launen, und dulde keine an Deinem Kinde, oder thue nicht, als bemerktest Du sie. Zeige ihm in jeder Sache das Angenehme, welches man daraus ziehen kann, und die Mittel, die kleisten unvermeidlichen Unannehmlichkeiten zu übersteigen. Sage ihm, daß Gott uns in dieser Welt mit Schätzen der Freude überhäuft hat; daß es nur an uns liegt, dieselben zu geniessen; daß ein Mensch dem andern das Leben leicht machen kann und muß; daß dies in dieser Welt unsre Bestimmung ist, und daß, wenn wir diese ganz erfüllen, der Schöpfer, nach der Auflösung unsres Körpers, schon weiter sorgen wird — Und hier ist denn der Ort, die Quelle jeder menschlichen und geselligen Tugend aufzuräumen, das Herz des Kindes dem Wohlwollen, der Menschenliebe, dem Mitleiden mit der Creatur, und der Großmuth zu eröfnen.

VIII. Aber mehr als alles müsse Dein Beyspiel lehren! Declamiere so wenig als möglich. Sage selten: „Das ist gut, das schlecht“ Das Kind müsse dies selbst zu erfinden glauben, und in Deinen Handlungen Bestättigung des gefundenen Satzes wahrnehmen. Also sey auf Deiner Hut, Deine Blößen nicht in seiner Gegenwart aufzudecken.

IX. Dein Kind müsse alles sagen, was es denkt, nur nicht dasjenige, wodurch es Andern unangenehme Stunden verursachen kann, ohne Nutzen zu schaffen. Aus diesem Gesichtspuncte zeige ihm diese beyden Tugenden, und setze es auf die Probe von Aufrichtigkeit und Verschwiegenheit.

X. Dein Kind müsse begierig werden, alles zu lernen, nach allem zu fragen. Nichts in der Welt müsse ihm unwichtig scheinen. Suche es besonders aufmerksam auf die herrliche Harmonie und Oeconomie der Natur zu machen, in welcher kein Stäubchen, selbst nach der Fäulniß nicht, verlohren geht, sondern nur umgeschaffen wird.

Es müsse von allem den Grund erforschen, und alles verachten lernen, was wider die gesunde Vernunft streitet. Was ich nicht begreifen kann, das ist wenigstens für mich nicht Wahrheit.

XI. Aber suche es durch Beyspiele zu überführen, daß es Dinge giebt, die es gar nicht begreift, und die deswegen, wenn klügere Leute sie ihm erklären, nicht weniger wahr sind. Hüte Dich aber ja durch wiederholte Fragen des Kindes ermüdet und verdrießlich zu werden. Sind die Fragen gar zu sinnlos; so mache dies mit Glimpf bemerken.

XII. Die Aufrichtigkeit aber, welche Du von dem Kinde verlangst, mußt Du selbst gegen dasselbe beobachten. Antworte ohne Hinterhalt, doch richte Dich in Deinem Vortrage nach seinen Fähigkeiten.

Und nun, mein lieber Freund! was ich darüber denke, wie man es anzufangen habe, auf gewisse kitzliche Fragen der Kinder bestimmte Antwort zu geben, das sollen Sie in meinem nächsten Briefe hören. Ich bin, u. s. f.

Zweyter Brief.

Ich danke Ihnen, mein Freund! für den Beyfall, womit Sie meine hingeworfenen Gedanken über Erziehung aufgenommen haben, und fahre ohne Umschweife fort.

XIII. Freylich kann man leicht durch die Fragen der Kinder in Verlegenheit gesetzt werden, wenn man nicht auf alle Fälle gefaßt ist. Es giebt nemlich Dinge, welche durch unzüchtige Nebenideen so gefährlich vorzutragen geworden sind, daß eine falsche Schaam einen Schleyer davorzieht, und eben dadurch der Reiz dazu größer wird — Das ist traurig — Wirf aber die Fesseln dieses Vorurtheils ab! Es steht in Deiner Macht. Frägt Dich zum Beyspiel das Kind: auf welche Art die Menschen auf die Welt kommen; so erzähle es ihm grade heraus. Aber hüte Dich in Deiner Erzählung zu stocken, oder durch ein wenig Zurückhaltung die Neugier anzufeuern. Noch weniger male die Sachen mit anziehenden oder lächerlichen Farben. Sprich davon, wie von jeder andern Sache, ohne Zwang; sprich so oft davon, als die Gelegenheit es fordert. Gegenstände, mit denen man bekannt ist, reizen uns nicht sehr, und eine Menge Ausschweifungen geschehen blos aus Vorwitz und Wißbegierde. Vielleicht wird dieses von manchem

nicht gebilligt werden; ich will mich also näher über meine Gründe herauslassen.

Ich glaube den Satz, welchen ich behauptet habe, daß man nemlich den Kindern (ich meyne nach dem zehnten Jahre) nicht künstlich verschweigen solle, auf welche Art die Menschen auf die Welt kommen, auf folgende Erfahrungen gegründet zu haben:

1) Die auf alles so aufmerksamen Kinder überzeugen sich doch früh oder spät durch den Anblick davon, wie es mit Fortpflanzung der Thiere zugeht, und schliessen dann weiter.

2) Neugier, oder vielmehr Mangel an Bekanntschaft mit einem Dinge, flößt gewöhnlich den ersten Reiz zu dem Genuß und Besitze desselben ein.

3) Man kann nicht so deutlich vor einer Sache warnen, wenn man diese Sache nicht einmal beschreiben darf.

4) Und doch ist es wichtig, durch die Warnung die junge Seele gegen künftige Eindrücke zu waffnen, zu einer Zeit, wo noch nicht die wachsenden Begierden gegen unsre Predigten ankämpfen.

5) Wenn man den Kindern die Zeugung des Menschen zu einem Gegenstande gleichgültiger

Betrachtungen macht, und ihnen dabey nur sagt: „gesittete Leute redeten überhaupt von solchen kör„perlichen Dingen so wenig als von andern natür„lichen Verrichtungen, z. B. von Transpiration“ u. d. gl. dann werden sie, wenn sie von ohngefehr bey dem Pöbel unzüchtige Worte hören, oder solche Gebehrden oder etwas ähnliches unter beyderley Geschlechten wahrnehmen, nicht etwa denken: „Ey! was mag das zu bedeuten haben?“ sondern: „Pfui! diese Leute haben keine Erziehung“ oder was man etwa sagt, wenn jemand sich vorsetzlich beschmutzt.

Versäume aber nicht, auch von den Misbräuchen der Naturtriebe, doch mit Kaltblütigkeit, zu reden. Zeige ihm die Folgen derselben, zum Schaden der Gesellschaft und der Gesundheit. Stelle ihm ein Bild, ein schreckliches Bild der Liebesseuche vor Augen; Führe es in Hospitäler, und erschüttre es, ohne daß es die Absicht merke. Dein Zögling, wenn Du ihm vorher hohe Begriffe von bürgerlichen Pflichten beygebracht hast, wird dann von der einen Seite einen Schutz mehr gegen das Laster, und einen Trieb weniger dazu, die Begierde nach Neuheit, haben, und es wird Dir leichter werden, in der Folge sein Zutrauen, das Bekenntniß seiner Ausschweifungen von ihm zu erhalten, wenn Du ihn nie mit strenger Moral von Dir gejagt hast — Ueberhaupt hüte Dich vor allem Predigen.

XIV. Was nun die Religion betrifft: so lehre ihn zeitig, daß der gütige Schöpfer uns Alle zum Glücklichwerden auf diese Erde gesetzt hat; daß unsre erste Pflicht ist, die Schätze dieses Lebens mit Vernunft, Geschmack, Mäßigkeit und Dankbarkeit zu geniessen; daß unsre Verbindung mit andern Geschöpfen uns wechselseitige Pflichten auflegt, welche uns die Vernunft lehrt, und welche von Gott gebothen sind, und eben nur deswegen von Gott gebothen sind, weil sie unser Glück befördern, und er uns zum Glück erschaffen hat; daß Gottes Güte uns, seinen Kindern, diese herrlichen Lehren der Tugend durch Jesum aufs Neue habe predigen, und durch desselben eigenes Beyspiel (indem er muthig für die Wahrheit gelitten) versiegeln lassen; daß dieser Jesus der Sohn Gottes sey, und daß wer ihm folge, auch ein Kind Gottes genennt zu werden verdiene, und ewig glücklich und ruhig seyn werde.

Von den Geheimnissen der Religion rede man den Kindern in frühern Jahren nicht, aber desto mehr vom practischen Christenthum; sage ihnen, daß wir Gott Dankbarkeit und Verehrung schuldig sind; daß die schwachen Menschen aber oft ihren Vortheil nicht kennen, und die Gründe der Vernunft, welche doch Offenbahrungen der höchsten Vernunft, oder der Gottheit sind, ihre dieser Gottheit schuldigen Pflichten auf äusserliche Cäremonien einschränken, und genug zu thun glauben,

wenn sie müßig und sorglos sich hinstellen, um ein unbegreifliches, über uns erhabenes Wesen, wie einen Menschen, wörtlich um etwas zu bitten, das zu erlangen Gott dem Fleiße und der Tugend in die Hände gegeben hat; daß übrigens jeder edle gute Gedanke, zum Schöpfer gerichtet, das beste Gebeth sey. Gieb dem Kinde einige schöne Gebethe als Beyspiele in die Hände, aber laß es keine dergleichen auswendig lernen, noch in Deiner Gegenwart bethen. Mache, daß es Vergnügen daran finde, seine Seele durch herzerhebende Betrachtungen zu öfnen, aber sage ihm, daß der Hauptgottesdienst, weil wir doch nie das Wesen Gottes ergründen könnten, weder in Cäremonien noch Meinungen, sondern in thätiger Uebung treuer Pflichten bestehe.

Dabey erzähle ihm, daß die Menschen zum Theil so wenig aufgeklärt sind, sich so sehr an das Sinnliche halten, daß sie nicht nur oft einen ganz verkehrten Begriff von Gott, sondern auch von der Art haben, wie man ihm dienen soll; daß, um dem ewigen Streite hierüber ein Ende zu machen, die gesetzgebende Macht in jedem Lande eine gewisse Art von Gottesdienst eingeführt, und die öffentlich zu bekennenden Meinungen über die Religion auf gewisse Grundsätze festgesetzt hat; daß es also die Pflicht des guten Bürgers ist, zu einer von diesen, in seinem Vaterlande eingeführten Arten, sich zu

bekennen, und ihr treu zu bleiben, und daß man vor alles Ehrerbiethung und Schonung haben muß, was andern Leuten heilig ist; daß man überhaupt Schwache ertragen müsse; daß auch im Grunde jeder Gottesdienst, wenn er sonst nur das Herz erhebt, in Betracht der guten Absicht, der rechte, und im Grunde jede Lehre vom unbegreiflichen Wesen Gottes, wäre sie auch nicht wahr, doch unschädlich sey, wenn sie nur nicht mit der gesunden Vernunft und der Beobachtung unsrer Pflichten streitet, weil Weisheit und Tugend in Allem unser Leitfaden seyn müssen.

XV. Lehre Dein Kind vernünftige Ursachen von der Ungleichheit der Stände und des Vermögens. Sage ihm aber auch dabey, daß dennoch der Mann immer den größten innern Werth habe, welcher der Welt im Ganzen am nützlichsten ist, es sey im rothen oder schwarzen Rocke; daß ferner derjenige der Reichste genannt werden könne, der am wenigsten zu Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht, und der von seinem geistigen und ökonomischen Vorrath am mehrsten, und auf die klügste Weise Andern mittheilt.

XVI. Gewöhne es an Pünctlichkeit und Ordnung, auch in den kleinsten Dingen. Zeige ihm den Nutzen davon durch Proben, nichts durch bloße Lehren. Dies kann auch bewürkt werden, wenn

man darauf sieht, daß es seine Spielsachen, Bücher, ausgezogene Kleider u. d. gl. jedesmal wieder an den gehörigen Ort lege.

XVII. Suche den Körper stark und geschickt zu allem zu machen, und jede zweckmäßige Anstrengung ertragen zu können. Ich sage zweckmäßige, denn Klopfechter und Ringer sollst Du nicht aus Deinen Kindern machen.

XVIII. Erweiche das Herz, ohne es zu erschlaffen. Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit müssen stets beysammen seyn. Leide nicht, daß das Kind ohne Noth irgend ein Thier tödte; aber auch deswegen nicht glaube, daß wir Wurzeln essen, oder uns von den Thieren zerreissen lassen müssen.

XIX. Gewöhne das Kind daran, seiner Zusage oder seinen Entschlüssen, wenn diese gut sind, auch in Kleinigkeiten, unbeweglich treu zu bleiben.

XX. Im Ganzen lassen sich wenig allgemeine Regeln zur Behandlung jedes Kindes auf gleiche Weise geben. Es kömmt darauf an, zu welcher Lebensart, zu welchem Stande man das Kind bestimmt. Allein man muß eines jeden Temperament studieren, und durch Hülfe seiner herrschenden Leidenschaften (denn dergleichen giebt es, vermöge der verschieden gestimmten Organisation des Körpers, auch schon bey Kindern) in ihr Herz ein-

dringen. Alles aber muß durch Erfahrung, Thätigkeit und Beyspiel, nichts durch bloße Predigt beygebracht werden.

XXI. Beym Knaben müsse der Beyfall seines Herzens, bey Mädgen, neben diesem, noch der Gedanke: „Was werden die Leute dazu sagen?“ die Triebfeder seyn. Diesen Satz habe ich aus Rousseau entlehnt, und er dünkt mich aus folgenden Gründen wahr:

Selten kömmt ein Weib in die Lage, selbstständig handeln zu dürfen. Nicht nur ist es ihre Bestimmung, der Natur gemäß, sich von einem Oberhaupte lenken lassen, und ihrer Freyheit entsagen zu müssen; sondern auch, da so unendlich viel von dem Ruf ihrer Tugend abhängt, muß sie, wenn sie nicht in ihrem Leben täglich Kummer der Versagung empfinden soll, früh sich gewöhnen, ihr Vergnügen und manchen reinen Genuß den Vorurtheilen und der Meinung der Leute aufzuopfern. Ein Weib, das sich ihrer Tugend bewußt ist, könnte z. B. um eine gute Handlung auszuüben, des Nachts allein ausgehn; sie könnte sich, zu edlen Zwecken, zu welchen vielleicht ihr Mann nicht taugte, ohne sein Wissen, mit guten Leuten heimlich verbinden — Aber welch' ein Misbrauch würde in unsrer verderbten Welt davon gemacht werden! Und doch hängt von der unzweydeutigen Treue des Weibes das Glück der ganzen Familie, das Recht

des Eigenthums, die Aechtheit des Standes — alles ab. Folglich muß sie, denke ich, gewöhnt werden, auch allen Schein zu vermeiden. Ich wenigstens gestehe es offenherzig, ich habe noch nie von einer ganz tugendhaften und klugen Frau etwas ihrem Rufe Nachtheiliges sagen gehört, und immer war, bey genauerer Beleuchtung, das Frauenzimmer daran Schuld, wenn ein übles Gerücht von ihr herumgieng, es sey nun durch würkliche Verbrechen, oder durch schuldlose Cokefterie, oder durch Hinaussetzung über die Schranken der sittlichen Uebereinkunft.

XXII. Was nun den Unterricht in Wissenschaften, Künsten und Sprachen betrifft; so hat man eine Menge guter und mittelmäßiger Bücher zur Hülfe. Weissens, Campens, Rochow's und andre Schriften, mit guter Auswahl, eigenem Nachdenken und eigener Erfahrung studiert, werden schon eine gute Methode an die Hand geben; Nur merke Dir:

1) Daß Du die Kunst verstehen mußt, das Kind begierig auf den Unterricht zu erhalten. Ich sage erhalten, denn jedes Kind hat Wißbegierde, und es liegt an Deinem Vortrage, wenn es solche verliehrt.

2) Ermüde also das Kind nicht! Wende wenig Zeit an jede Sache! Eine Viertelstunde, wobey

alle Aufmerksamkeit angespannt wird (eine Kunst, die Du selbst studieren mußt) ist mehr werth, als zwey Stunden vorgepredigt, und Langeweile gemacht.

3) Höre auf, wenn das Kind noch am liebsten fortfahren wollte, wenn es eben an einer Stelle ist, die ihm Vergnügen macht, und fange damit morgen wieder an.

4) Laß Dich zuweilen um Unterricht bitten; also zwinge es nicht zum Lernen, aber zwinge es, wenn es lernen will, aufmerksam zu lernen.

5) Sey besorgt, dasjenige selbst nicht obenhin, sondern gründlich zu wissen, was Du Andre lehren willst. Du mußt genau studiert haben, woran der Fehler liegt, warum man z. B. die Hand beym Schreiben so und nicht anders halten muß u. s. f. Von allem mußt Du Rede und Antwort geben können.

6) Gewöhne das Kind auch beym Lernen an eine Ordnung, an eine Stundenreyhe, doch erzwinge dies nicht. Fängt man aber erst an zu glauben, man sey nur zuweilen zu gewissen Dingen aufgelegt; (diese Regel leidet aber Ausnahmen) so ist man zuletzt nie zu Sachen aufgelegt, welche Mühe kosten.

7) Bezahle den Fleiß nicht; Er belohnt sich selbst. Aber durch Zutrauen und Liebe müsse das Kind merken, wie viel ein gebildeter, geschickter Mensch in Deinen Augen gewinnt. Schimpf, Zurücksetzung, Unglauben an allem, was es würklich weiß, müsse seine Strafe seyn.

8) Mache Dein Kind nicht vor der Zeit gelehrt — zu einer Treibhausfrucht, die der Kunstgärtner unaufhörlich durch neues Feuer und frischen Dünger aufrecht erhalten muß.

9) Noch weniger gewöhne Dein Kind, wie ein Papagay, Dinge auswendig zu lernen, ohne einigen Sinn damit zu verbinden.

Hier, mein Lieber! haben Sie meine Gedanken! Nützen Sie darunter, was Sie brauchen können u. s. f.

Dritter Brief.

Nein! das muthen Sie mir nicht zu, daß ich Ihrer Frau noch etwas Eigenes über Mädgenerziehung schreiben soll — Und warum nicht? — Nun zuerst deswegen nicht, weil Sie das alles besser weiß, und durch die Ausübung zeigt, daß Sie es besser weiß als ich, und dann, weil überhaupt ein Mann sich gar nicht anmaßen soll, über Frauenzimmererziehung zu raisonnieren, und noch weniger, sich damit abzugeben. Sehen Sie, mein Theurer! ich bin so fest von diesem Satz überzeugt, daß ich fast lieber ein weibliches Geschöpf sehen mag, das unter den Händen der Mutter, Tante und Großmutter verwahrloset, als ein Mädgen, das ganz allein von einem Manne gebildet worden ist. Es liegt etwas in dem Wesen dieses feinern Geschlechts, das nicht durch männliche Vorsicht und Wartung entwickelt werden kann, sondern durch sympathetische Einwürkung der homogenen Theile zu seiner Vollkommenheit gebracht werden muß. Dies Etwas wird, wenn es in Männerhände fällt, entweder zu früh reif, oder gar verderbt, verkünstelt.

Allein das hindert nicht, daß der ruhige Zuschauer, wenn er auch nicht Hand an ein Werk legen zu müssen glaubt, weil es ihm an den kleinern Handgriffen fehlt, daß er deswegen nicht

dürfte Rath geben und warnen, aber ohnmaßgeblichen Rath, wie sich versteht; Und wenn es denn wahr ist, daß auch der Klügste den Rath der Schwächern nicht verachten soll, in so fern er dadurch neuen Stoff zum Nachdenken und zur Anordnung jener wenig geordneten Ideen erhält; so will ich mich doch erbitten lassen, bey aller Gefahr mehr Mitleid als Dank einzuerndten, Ihnen etwas über weibliche Erziehung vorzuplaudern.

Ein Mädgen, wäre es auch vom Schicksal bestimmt, die Gattinn des vornehmsten, reichsten, mächtigsten Mannes zu werden, bleibt immer dem Gesetze der Natur unterworfen, das (Ich kann nicht dafür, Madam!) ein Frauenzimmer anweiset, ihren Mann für ihren Herrn zu erkennen. Sagen Sie nicht, daß die Frau von X*** und Madam Y***, trotz diesem Naturgesetz, aus ihren Männern machen, was sie wollen! So gut wird es nicht allen Weibern; Auch geht es darum in diesen beyden Haushaltungen um nichts besser her, und glauben Sie mir, dem dümmsten Manne fällt es doch zuweilen ein, daß er billig Herr seyn sollte, und dann hat die arme Frau Verdruß genug. Die erste Regel, welche ich daher bey Erziehung der Mädgen geben würde, ist: Gewöhnt sie an Nachgiebigkeit, Sanftmuth, Unterwürfigkeit, ja! bis auf die Gebehrden und den Ton der Stimme, müsse alles an ihnen den weiblichen Character verrathen. Ich habe die Heldenweiber

nie leiden können. Jedes Geschlecht hat seine eigenthümlichen Vorzüge und Fehler, die mit seiner Bestimmung im Verhältnisse stehen, und so wie ich noch immer gefunden habe, daß in einem Haushalte die Sachen schief gehn, wenn der Mann sich um Küche und Wäsche bekümmert; so habe ich auch bemerkt, daß es in einer Familie besser um die innere Ruhe und äussere Würde aussieht, wenn ein Mann von mittelmäßigem Verstande sie regiert, als wenn die klügste Frau in seine Rechte greift.

Die Sanftmuth aber, wodurch sich ein junges Frauenzimmer zu dem Stande ihrer Unterwürfigkeit vorbereiten soll, muß weder in ein gezwungenes verstelltes Wesen, noch in eine eckelhafte wäßrige Empfindeley ausarten.

Um aber diesen Zug in dem Character meiner Tochter zu entwickeln (denn der Schöpfer hat ihn schon in die weibliche Natur verwebt) würde ich, ohne viel von Sanftmuth zu predigen, dafür sorgen, daß die Art ihrer Spiele, ihr Umgang, und ihre Beschäftigungen ihr nie Gelegenheit gäben, an stürmischen, heftigen, kraftheischenden Schritten Geschmack zu finden. Ich würde zusammenfahren oder die Stirne runzeln, so oft sie laut schrie, mit Ungestüm herumspränge, oder sonst heftige Gebehrden zeigte. Ich würde, wenn sie unschuldig mit Knaben in Streit geriethe, sie zwar gegen künftige Beleidigungen von der Art schützen, ihr aber

übrigens selten eine andre Entschädigung des Unrechts noch Genugthuung verschaffen, als die, welche Bewußtseyn der Unschuld, Ueberzeugung sich in den Schranken der Mäßigung gehalten zu haben, und Schaam und Reue des Beleidigers gewähren können.

Ich habe mich in meinem zweyten Briefe an Sie erklärt, daß und warum ich wünsche, die Mädgen empfindlicher als die Knaben für die Meinung des großen Haufen zu sehen. Zu diesem Endzwecke würde ich eine Tochter früh gewöhnen, in ihrem Betragen äusserst zurückhaltend und sittsam zu seyn, und sich nicht von Zuneigung und Hang des Herzens hinreissen zu lassen, dem männlichen Geschlechte mit Freundschaftszeichen zuvorzukommen. Es ist dies gewiß einer der schwersten Puncte bey der weiblichen Erziehung, nemlich zu verhindern, daß diese Zurückhaltung nicht in Verstellung ausarte. Es bleibt nun einmal die Ordnung der Natur, daß wir, nicht aber die Frauenzimmer, in der Liebe den Antrag, die erste Erklärung thun. Dazu kömmt, daß bey der sittlichen Verderbtheit des männlichen, und der größern Reizbarkeit des weiblichen Geschlechts, das unschuldige Mädgen nur gar zu leicht einem Verführer in die Hände geliefert ist, wenn er merkt, daß Hang des Herzens von ihrer Seite seinen Plan befördert. Ich sage, es ist der schwerste Punct in der weiblichen Erziehung, diese Zurückhaltung

nicht in Verstellung oder in eine Art von feiner Cokkettrie ausarten zu lassen; Und ich bekenne gern, das gehört zu den weiblichen Geheimnissen, die nicht von Männern gelehrt werden können. Doch glaube ich, daß von der einen Seite eine gute Auswahl von Büchern, selbst von Romanen, die Mädgen, nebst der Hülfe ihres eigenen Instincts, mit den feinern Verhältnissen unter den Geschlechtern bekannt machen, und von der andern Seite die Gewinnung des uneingeschränktesten Zutrauens eine Mutter in den Stand setzen müsse, gewiß zu seyn, daß sie die Erste seyn wird, welche von ihrer Tochter um Rath gefragt und zur Vertraueten gemacht werden wird, wenn diese merkt, daß sie für eine Mannsperson mehr als gemeine Achtung empfindet.

Damit aber eine unglückliche Leidenschaft nicht einst geschwinder sich in das junge Herz einschleiche und festsetze, ehe man es selbst gewahr wird; so gewöhne man früh die jungen Mädgen an Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf das Betragen Anderer. Man rede mit ihnen darüber, stelle ihnen Beyspiele vor Augen, aber dies alles geschehe ohne Tadelsucht, damit nicht der unglückliche Hang zur Klatscherey, Verleumdung und Schwatzhaftigkeit in ihnen rege werde. Nie leide man, daß die Kinder uns Annecdoten aus der Stadt oder von dem Gesinde erzählen.

Eine Frau ist oft in dem Fall, ihren Umgang nach dem Willen ihres Mannes, oder nach dessen Bedürfnissen und Verhältnissen einrichten zu müssen. Damit nun diese Aufopferung ihr einst nicht zu theuer zu stehen komme; so gewöhne man die Tochter frühzeitig, alle Arten von Menschen dulden und ertragen zu können, und mehr allgemeine Menschenliebe und ruhige Achtung und Verehrung für gute Leute zu hegen, als enthusiastische, empfindsame, die ganze Seele ergreifende, zur Nothwendigkeit werdende Freundschaften zu stiften. Ueberhaupt rathe ich, alles zu entfernen, was Ueberspannung und eine zu große Reizbarkeit erzeugen kann.

Bey dem jetzigen, fast allgemein werdenden Mangel an Religiosität wage ich freylich für einen schwachen Kopf angesehen zu werden, wenn ich mich unterstehe zu rathen, einem jungen Mädgen Empfindung für Religion beyzubringen, und doch muß ich es nach Ueberzeugung thun. Ich bin sehr weit entfernt, Andächteley und Frömmeley Religion zu nennen, und eben so wenig bin ich der Meinung, man müsse die Kinder früh mit den abstracten, mysteriösen theologischen Spitzfündigkeiten bekannt machen, am wenigsten aber sollte man ihnen einen Sectengeist einflößen. Nur bitte ich folgendes in Ueberlegung zu nehmen: Wie wenig Menschen haben Geisteskraft genug, in das Innere der philosophisch-religiösen Wahrheiten ein-

zubringen! Am wenigsten scheint dies das Fach des weiblichen Geschlechts zu seyn. Wäre dies; so würden wir freylich keiner Offenbahrung bedürfen, jeder würde sie in seinem Herzen haben. Aber es ist nicht also, und da sehen wir denn leider täglich, daß das Bestreben schwacher Köpfe, sich ein deutlichers, bequemeres System selbst zu schaffen, diese Gattung Menschen sehr irre führt, und fast immer ist die traurige Folge davon, daß, wenn sie übelverstandener Weise ihre ganze Sittlichkeit auf den Glauben gebauet hatten, jene verlohren geht, wenn dieser zu wanken anfängt. Ich habe nun in meinem zweyten Briefe schon erklärt, auf welche Art ich glaube, daß man den Kindern die Begriffe der positiven Religion beybringen müsse, und wiederhole hier nur noch, daß meiner Meinung nach vorzüglich Mädgen von allem Grübeln über Religionsgeheimnisse abgehalten werden sollten, daß man ihnen zwar die Sittlichkeit als die Grundlage der christlichen Lehre darstellen, zugleich aber auch ihnen die Nothwendigkeit, sich zu einer gewissen Kirche zu bekennen, einprägen, und endlich sie gewöhnen müsse, Gefühl für gottesdienstliche Uebungen zu haben, ihr Herz, durch Gebeth und reine Ergiessung gegen das unbegreifliche göttliche Wesen, zu rühren, zu stärken, und mit neuem Enthusiasmus für die Tugend zu erfüllen.

Wenn es wahr ist, daß pünctliche Ordnung alle Geschäfte in der Welt erleichtert, beschleunigt,

und angenehm macht; so ist diese Eigenschaft bey einem Frauenzimmer vorzüglich erforderlich. Auf der Hausfrau beruht die ganze innere Einrichtung des Haushalts, wobey eine so unendliche Menge von Kleinigkeiten vorfällt, daß, wenn diese Details nicht mit der strengsten Pünctlichkeit verwaltet werden, allgemeine Verwirrung, Zeitverlust und Betrug von Seiten des Gesindes die Folgen davon sind. Ich habe Frauen gesehen, die, wenn ihnen eine halbe Elle Band fehlte, und es nicht möglich war, den kleinen Rest, welchen sie davon würklich noch liegen hatten, aus dem ungeheuren Chaos andrer Dinge, worunter er lag, hervorzusuchen, sich gezwungen sahen, jener halben Elle wegen, ein ganzes Stück neu zu kaufen. Das Beyspiel aber von Ordnung, welches die Hausmutter giebt, würkt zuverlässig auch auf das Gesinde, und ich brauche nur das Nähekästgen der gnädigen Frau zu sehen, um zu wissen, wie es in der Vorrathskammer, in der Küche, auf dem Speicher und im Keller aussieht.

Eben dies gilt von der Reinlichkeit. Nicht alle Frauen sind in den Umständen, sich prächtig kleiden und kostbar wohnen zu können; aber da der größte Theil ihrer Kleidungsstücke sich waschen läßt; da sie sich weder durch Actenstaub noch grobe Handarbeit zu beschmutzen brauchen; da Wasser mehrentheils gar nichts, Seife und Besem aber wenig Geld kosten; so verlange ich Reinlichkeit am

Leibe und im Hause. Sowohl diese Reinlichkeit als jene Ordnung kann man früh den Kindern zum Bedürfniß machen, und die Mädgen gewöhnen, selbst in ihren Spielwerken, in der Einrichtung ihres Puppenhaushalts, sich davon nicht zu entfernen.

Mit Hülfe dieser Spielwerke und der Puppen hat man auch die herrlichste Gelegenheit den jungen Frauenzimmern Geschmack an weiblicher Handarbeit und an Haushalt und Küche einzuflößen. Meine Tochter, und könnte sie einst einen Kaiser heyrathen, muß mir Kenntniß von diesen Dingen haben; Das ist ihre natürliche, eigenthümliche Bestimmung. Lieber, wenn eins seyn müßte, soll sie nicht lesen noch schreiben, als nicht stricken noch kochen können.

Da ein sparsames Weib eine ganze Familie aufrecht erhalten, eine Verschwenderinn hingegen den reichsten Mann an den Bettelstab bringen kann; so glaube ich, man soll die Töchter früher als die Söhne, lehren, mit Geld umzugehn, den Werth desselben zu kennen, sich ihre Sächelchen von ihrem Taschengelde zu kaufen, und ihre Bedürfnisse gegen ihre Einnahmen abzuwägen.

Auf der Mutter ruht die Sorge für die erste Wartung und Erziehung der Kinder in frühern Jahren. Dies Geschäft ist mit mancher Unan=

nehmlichkeit verbunden. Es ist aber wichtig, daß die Töchter früh lernen, Geduld, Nachsicht, und strenge Aufmerksamkeit den kleinen Kindern zu widmen. Man suche desfalls ihnen zuweilen Gelegenheit zu verschaffen, sich damit abzugeben, solche zarte Pflänzgen zu warten, und zu pflegen, und vermische, wo möglich, dies Geschäft mit einiger Anmuth.

Ein junges Mädgen soll früh lernen mit dem Gesinde liebreich und ernsthaft umzugehn, häusliche Geschäfte mit ihm zu treiben, und dabey sich in seinen Schranken zu halten.

Die Liebe zum Putz ist nun freylich, wie man es dem schönen Geschlecht nachsagt, eine der heftigsten weiblichen Leidenschaften. Gegen das Uebermaaß dieses eitlen Hanges zu kämpfen, ist also wohl eine wichtige Sorge bey der weiblichen Erziehung. Man muß dabey vorzüglich, meiner Meinung nach, darauf Rücksicht nehmen, daß, wenn man die Töchter von närrischer Eitelkeit entfernen will, man in ihnen nicht entweder alle Aufmerksamkeit auf ihren Körper ersticke, oder durch Entziehung solcher Dinge, die ihrem Körper Anmuth geben können, ihnen eine desto größere Begierde darnach einflöße. Ich glaube aber, daß man seinen Endzweck am besten dadurch erlangt, wenn man ihren Geschmack früh verfeinert, damit durch falsche übertriebene Zierathe ihr Auge belei-

digt werde, und sie Sinn für Simplicität, Reinlichkeit, und Zweckmäßigkeit bekommen. Wenn sie dann Lust zu einer neuen Mode haben; so kann man sie gewöhnen, kaltblütig zu überlegen:

1) ob der Zustand ihrer Casse die Anschaffung dieser Neuigkeit gestattet,

2) ob die edlern Weiber desselben Standes und Vermögens diese Mode allgemein angenommen haben, also daß man sich auch nicht füglich davon lossagen kann,

3) ob der Körper würklich dadurch verschönert wird.

Ja! man kann ihnen wahrlich einen Enthusiasmus für eine einfache reinliche Art sich zu kleiden einflößen, besonders wenn sie wahrnehmen, daß dies eine hochachtungsvolle Aufmerksamkeit guter Menschen auf sie zieht.

Gefühl für die einfachen Schönheiten der Natur trägt gewiß am mehrsten mit dazu bey, das Herz rein und den Geschmack lauter zu erhalten. Ein freudenvoller kurzer ländlicher Aufenthalt, nach langer Gefangenschaft in den Mauern der Stadt, die einer Tochter aufgetragene Sorge über ein Blumengärtlein u. d. gl. kann hier trefliche Dienste thun.

Was nun die Studien der jungen Frauenzimmer betrifft; so würde ich, ausser einem vernünftigen Religionsunterrichte, ihnen zuerst alle Arten weiblicher Arbeit, Kenntniß der Küche und des Haushalts, und Geschicklichkeit im Schreiben und Rechnen beyzubringen suchen. Sodann würde der Unterricht in Sprachen folgen, und zwar, neben der Muttersprache, in der französischen, und nach den Umständen in der englischen und italienischen. Darauf folgten Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, und was dahin einschlägt, ein bisgen Physic u. d. gl. Der Tanzmeister müßte für die Bildung des Körpers sorgen helfen. Wenn ich bey meiner Tochter nicht ganz entschiedenes Talent für Musik bemerkte; so würde ich (der ich selbst Musiker mit Leib und Seele bin) sie abhalten mehr Zeit daran zu wenden, als etwa dazu gehört, nicht ganz unwissend und gefühllos bey dem Vortrage einer schönen Musik zu bleiben. Nicht nur ist eine mittelmäßige Dilettantinn ein gar uninteressantes Wesen, bey der Menge von Leuten, die heut zu Tage das Ding treiben, sondern wenn auch würklich ein Mädgen recht viel Musik gewußt hat; so läßt sie doch diese Liebhaberey gewöhnlich liegen, wenn sie Hausmutter wird. Mein Hauptgrund zu diesem Rathe aber ist: daß ich aus Erfahrung weiß, daß zu reizbare Geschöpfe durch Musik oft zu einer für sie und ihre Gatten gleich gefährlichen Empfindsamkeit gestimmt werden. Zeichenkunst hingegen scheint mir eine für das

Frauenzimmer gleich nützliche angenehme und unschädliche Beschäftigung.

Wie vorsichtig man in Auswahl der Bücher, besonders der Romanen, welche die Töchter lesen sollen, seyn müsse, und wie noch vorsichtiger in Besuchung der Schauspielhäuser; wie man aber bey dem Allen den Schein vermeiden müsse, als fürchte man sich für Gefahr; wie man endlich überhaupt durch Entziehung mancher uns nachtheilig scheinenden Dinge, die Begierde nach diesen verbothenen Freuden nicht noch mehr anfeuern müsse — Das alles wissen Sie und Ihre liebe Frau zehnmal besser, als ich es Ihnen sagen kann — Es wäre unbarmherzig Ihre Geduld länger zu misbrauchen u. s. f.

III

Vermischte Aufsätze



Meine eigene Apologie.

Zu Beruhigung meiner Freunde und andrer Personen, welche sich für mich interessieren, und mich unaufhörlich mit der Ermahnung heimsuchen, daß ich mich doch mehr um das Urtheil des großen Haufens bekümmern, und dafür sorgen solle, daß jedermann das, was sie an mir gut nennen, wahrnehme; sehe ich mich gezwungen, um nicht so oft dasselbe schriftlich wiederholen zu müssen, und weil ich auch würklich dazu selten Laune und Muße habe, einmal für alle gedruckt zu bekennen, nach welchen Regeln ich mich bis itzt betragen habe.

Ich wünschte, jeder schriebe so ganz aufrichtig das System der Grundsätze, wonach er handelt. Wir würden alsdann nicht oft so schief über die Menschen urtheilen, aber Gelegenheit haben, die Handlungen unsrer Brüder gegen ihre eigenen Grundsätze abzuwiegen, und wenn wir dann Consequenz wahrnähmen, den Mann nicht verdammen, sondern ihn zu überzeugen suchen, wenn uns sein

System nicht gefiele. Hier ist das meinige. Diejenigen, welche den Glauben haben:

Homo sum, humani nihil a me alienum puto,

werden mirs nicht verüblen, daß ich hier so viel von mir selbst rede, und die Andern können ja diesen Aufsatz ungelesen lassen.

Es klingt pralerisch, wenn man sagt: „Der „redliche und verständige Mann bedarf keines „Menschen Hülfe" und doch wird man dies wahr finden, wenn ich mich näher erkläre.

Drey Erfahrungen leiten meine Schritte, und diese sind folgende:

1) Die mehrsten Menschen handeln zur Hälfte nur aus dem Bewegungsgrunde, sich Andern gleich zu stellen, das Urtheil Anderer zu ihrem Vortheil zu gewinnen, und unter hundert ihrer Handlungen werden nicht zehn seyn, die auf Ueberzeugung des Guten gestützt sind.

2) Wenn ein Mensch sich an den andern schließt; so liegt fast immer ein Bedürfniß zum Grunde. Nicht immer grobes Interesse, aber doch irgend ein kleiner Eigennutz. Unter tausend Menschen habe ich nicht drey gefunden, die weder aus Eigennutz, Ehrgeiz, noch Eitelkeit, sondern blos aus allgemeiner Liebe zum Menschengeschlecht etwas für die Menschen thaten, irgend eine Verbindung eingiengen.

3) Wer glücklich, stark und weise genug ist, und sonst Lust hat, sich von diesen beyden großen Landstraßen zu entfernen, also weder aus Vorurtheil noch aus Interesse handelt, der geht freylich einen sichern, richtigern Weg, hat eine selbstständigere Existenz, und stiftet mehr Gutes um sich her, hat aber auch mehr Wiederspruch, Feindschaft und Verfolgung von denen Menschen zu erwarten, an deren Seil er nicht mitziehen will, weshalb er denn wohl rechnen muß, ob er Muth hat das zu ertragen, welches ganz seine Sache ist.

Auf diese drey Erfahrungen aber habe ich das Gebäude meiner Unabhängigkeit gestützt, und zuerst folgende Schlüsse gemacht:

Wenn Du den Leuten keine Vortheile verschaffen kannst; so wirst Du immer wenig wahre Freunde haben, Du magst Dich auch krümmen, wie Du willst.

Je mehr die Vortheile, die Du ihnen gewähren kannst, nach ihrem Geschmack reel sind, desto sichrer bist Du von ihrer Zuneigung, so lange die Dienstleistung dauert.

Also ist Ein Freund, dessen wahrhaftes philosophisches, politisches, ökonomisches oder moralisches Glück Du befördern kannst, Dir mehr werth als hundert, welche nur die Befriedigung kleiner

Leidenschaften, oder Opfer für ihre Eitelkeit, durch Dich erlangen. Setze Dich also über die Meinung Dieser gänzlich hinaus, wenn Dir das bequemer vorkömmt, und suche Jene auf. Laß diese reden, was ihnen beliebt, und gehe Deinen Gang!

Verachte oder hasse deswegen nicht die Menschen, weil sie eigennützig sind! Es liegt in ihrer Natur und ist Schwäche. Auch würde es Dir nicht helfen, wenn Du sie haßtest. Denn so würdest Du ihnen nicht dienen; Und wenn Du ihnen nicht dientest, würden sie Dich verlassen; Und wenn sie Dich verliessen, würdest Du, wenn nicht unglücklich seyn, doch Deine eigene Leidenschaft, würksam und nützlich zu werden, nicht befriedigen können.

Es wird Dir aber leicht werden, Gelegenheit zu finden, jedem zu dienen. Es giebt wenig Menschen, denen es ein Ernst ist, für Andre zu arbeiten. Hier ist Einer, dem es blos darauf ankömmt, daß jemand ihm einen kernhaften Aufsatz mache, um sein Glück zu befördern — Er kann nicht schreiben; Schreibe für ihn! — Dort mögte ein Andrer nur, daß jemand für ihn spräche — Er selbst kann nicht reden; Rede für ihn! — Folglich braucht man nur dafür bekannt zu seyn, gern die Hände zu biethen, um nützlich zu werden, auch im verborgensten Winkel.

Dabey ist es gut, sich in den Fall zu setzen, daß man dagegen für sich nicht Andrer Hülfe bedürfe, damit man immer mehr gebe als nehme; so wird man denn Freunde haben, und nie welche zu suchen brauchen.

Deswegen nun helfe ich jedem, wo ich kann, dringe sogar meine Dienste auf, weil ich weiß, daß ich dann immer eine Anzahl Freunde haben werde, die Meiner bedürfen, habe auch Mittel gefunden, sehr Vielen nützlich seyn zu können, wovon ich theils innere Freude, theils äussern Dank einerndte. Ohne jedoch viel zu calculieren, ob Erfolg und Dankbarkeit mein Theil seyn wird, thue ich das individuelle Gute, wie es grade die Gelegenheit giebt, ertrage auch mit Vergnügen Undank, weil ich überhaupt nie um der Personen, sondern nur um der Sache willen Gutes thue, und weil mein Stolz sogar dabey gewinnt, wenn ich mir sagen kann, daß ich uneigennützig gehandelt habe. Auch werde ich, bey recht guter theoretischen Menschenkenntniß, täglich betrogen, und zwar oft von eben den Leuten mehrmals auf dieselbe Art. Nicht aus Dummheit, sondern weil mir das ganz recht ist; Ich rechne auf nichts Besseres. Mancher schlechte Mensch wird denn auch würklich durch Großmuth gerührt, und Mistrauen stiftet noch mehr Unheil.

Ich lebe übrigens ganz nach meiner Fantasie, weil ich weiß, daß der Beyfall des großen Haufens mir doch nur flüchtige Freuden gewährt, die ich theuer und mit Zwang erkaufen muß. Doch lasse ich mich in allerley Verbindungen ein, ohne große Vorsicht. In diesen Verhältnissen aber suche ich nützlich zu werden. Betrügt man mich früh oder spät; so breche ich ab, und gehe weiter. Auch schreibe ich allerley Bücher; Ich weiß wohl, es sind keine Meisterstücke; aber ganz erzdummes (und gewiß noch weniger schädliches) Zeug, steht nicht darinn. Wenn es die Rezensenten nicht lobten; so würde mich das nicht weiter bekümmern. So lange das Publicum meine Schriften kauft, und ich Lust habe, schreibe ich fort Indeß nehme ich zuweilen Geld dafür ein, und dies Geld wende ich nicht für mich, sondern für Andre an; denn ich bedarf dessen für mich nicht, und habe, um mich auch von der Seite unabhängig zu machen, mich von manchen unbequemen Leidenschaften und Bedürfnissen losgemacht. Mein Vermögen ist groß genug, mich und die Meinigen mäßig zu ernähren; Und hätte ich weniger oder gar nichts; so haben meine Hände und mein Kopf manches gelernt, wodurch ich mich bey irgend jemand nothwendig machen könnte. Und überfiele mich zugleich Armuth und Krankheit; so würde ich mit Freuden von Menschen Wohlthaten annehmen, die entweder aus Eitelkeit oder Temperament gern mittheilen; Und müßte ich verhungern; so würde ich den-

ken, daß mancher im Elende umkömmt, der sich unter jedes Joch des Vorurtheils geschmiegt, und den das dennoch nicht weiter geführt hat.

Ich sage also nochmals:

1) Daß ich niemands bedarf;

2) Daß ich jedermann zu dienen bereit bin, wo ich kann;

3) Daß ich die Freyheit behalten will von jedermann zu reden, was ich von ihm denke, weil ich weiß, daß ich damit schon manches Gute gestiftet habe, und der Beleidigte dennoch schon herbeykommen wird, wenn er Meiner bedarf, so wie er sich auch wenig um den Schmeichler bekümmern würde, wenn ihm derselbe nicht nützen könnte.

Setze den Fall, Du dientest an einem Hofe (doch wohl dem, der nicht in öffentlichen Aemtern steht! Der thätige redliche Mann kann, bey unsern verderbten Staatsverfassungen, in keiner Bedienung so viel Gutes stiften, als im Privatstande. Elendes Vorurtheil, daß jedermann ein Fürstenknecht seyn müsse, oder daß ein junger Mensch dadurch gebildet würde! Im Gegentheil! verderbt wird er, verliehrt an wahrem Character. Man ist eher Mensch, ehe man Bürger ist, und wer Kraft hat in großen Verhältnissen zu würken, soll nicht

in kleinen Verbindungen sein größtes Glück suchen. Ein guter Schulmeister ist mehr werth als ein guter Minister. Jener dient unmittelbar der Menschheit; dieser der bürgerlichen Verfassung, und wenn der Minister ja der Menschheit dient; so geschieht es nur mittelbar) Setze aber den Fall, Du dientest an einem Hofe, wo, wie es fast immer der Fall ist, die größte Anzahl derer, die dort glänzten, schlechte niedrige Menschen wären, und Du liessest sie ihren Gang gehn, dächtest: „Was „kümmert michs? wenn ich nur ehrlich bin!“ schlössest Dich also an den Haufen der negativen, unwürksamen Guten; so könntest Du freylich wenig Feinde haben; Aber würde nicht Dein fühlbares Herz jeden Augenblick, durch den Gedanken das Böse nicht hindern zu dürfen, mehr Kummer leiden, als die geringe Beruhigung von den Bösen unangetastet zu bleiben Dir versüßen könnte? Und nun setze den Fall, Du kämest in Unglück, wer würde Dich retten? Der ganz Guten giebt es wenige; die weniger Festen würden Dir nicht recht trauen, nichts für Dich wagen, weil sie Dich nie hätten muthig handeln gesehn; die Vorsichtigen würden sich nicht hineinmischen wollen, und die Schlechten würden sich, wie immer, wo es nichts einbringt, zurückziehn, vielleicht gar Dich mit unter die Füße treten helfen.

Wirst Du aber selbst ein Bösewicht, um Dein Glück zu machen; o! dann erwarte doch von Dei-

nen Brüdern in entscheidenden Augenblicken keine Hülfe! Hast Du je ein festes Bündniß unter schlechten Menschen wahrgenommen? Und wenn Alle Schelme wären, die am Ruder säßen, und sie hätten Dich hinaufgehoben, auf den höchsten Gipfel eitles Glücks, und Ein redlicher fester Mann (und wäre es Schreiber und Lakaie) würfe Dir im Vorbeygehn einen verächtlichen Blick zu, würde nicht dieser einzige Blick, wenn Du noch Gefühl für die Würde der Tugend hättest, Dir so viel unruhige Stunden machen, daß alle Zerstreuungen der großen Welt, alle Schmeicheleyen Deiner Creaturen sie nicht vergessen machen könnten?

Wenn ich also, besonders in jüngern Jahren, wo ich noch wärmer war, gegen vornehme und wichtige Bösewichte geredet und geschrieben, und dadurch hunderte gegen mich aufgebracht habe, hat mich da nicht die Zuneigung Eines guten Mannes, der dadurch mein biedres Herz kennen lernte, mir näher trat, mich würdigte, sich meiner Hülfe zu bedienen, oder mit mir Hand in Hand gegen das Laster zu kämpfen, hat mich nicht das Bewußtseyn Einen Schelm in Furcht gesetzt zu haben, ich mögte ihn an den Pranger stellen, wenn er diese oder jene Ungerechtigkeit ausübte — Hat mich das alles nicht hinlänglich für Mühe und Verdruß belohnt?

Wenn ich jene weibische Eitelkeit, Allen gefallen zu wollen, und darüber selbst zu Grunde zu

gehn, verachte; Wenn der Beyfall meines Herzens meine einzige Richtschnur ist; Wenn ich in der Wahl meiner Kleidung und meiner Gesellschaft, überhaupt in meiner Lebensart ganz meiner Fantasie folge; ersetzt mir der Umgang guter seelenvoller Leute und Eine freye, frohe Stunde, die ich ohne Zwang verlebe, nicht alles eitle Vergnügen, welches mir der Ruf eines angenehmen, gefälligen, galanten Mannes gewähren könnte?

Wenn Deine edelsten Plane zum Besten Deiner Brüder mislüngen; wenn sie verdreht, zu Deinem Nachtheil angewendet oder erklärt würden; wenn eine ganze Stadt, ein ganzes Land, Dich für einen bösen unruhigen Mann hielte; würde nicht ein einziger glücklich erreichter edler Zweck, der stille Segen guter Menschen, ein Augenblick, da Du eine Thräne getrocknet, einem Gedrückten Recht verschafft, einen guten Kopf auf Unkosten des entlarvten Thoren aus dem Staube hervorgezogen hättest, alle Erinnerung an jenen Verdruß auslöschen? Oder mögtest Du lieber tauschen mit dem geehrten Unhold, und jene Stunden erleben, wo Langeweile ihn martert, das unruhige Gewissen ihn mit böser Laune schlägt, ihm Schlaf, Wonne und Genuß des Lebens raubt, oder unmäßiger Genuß ihm Eckel bringt?

Glaubt mir, meine Freunde! ich habe mich allzeit am besten dabey befunden, wenn ich herzhaft

nach diesen Grundsätzen gehandelt habe. Ich habe weder Ursache über Langeweile, noch über Unglück, noch über Mangel an Gelegenheit nützlich zu seyn, noch über Armuth, noch über Verfolgung oder Feindschaft zu klagen, und gewiß nicht mehr unruhige Stunden dabey gehabt, als ich, bey meinem lebhaften Temperamente zu einer andern Zeit erlebt habe, wo mich Gefälligkeit oder Furchtsamkeit bewegt hatten, geschmeidiger und vorsichtiger zu handeln.

> DJ me tuentur, Diis pietas mea
> Et Musa cordi est.

Ich habe kühn gegen Thorheit und Bosheit gekämpft, steckten sie auch in Fürsten- oder Philosophenmänteln, habe laut, frey, öffentlich meine Meinung über jeden Gegenstand gesagt, wenn Aufklärung und Redlichkeit dabey gewinnen konnten, habe niemand gescheuet, wo es Wahrheit und Tugend galt — Und was sollte ich auch scheuen? Aus Leidenschaft rede ich nicht. Mich kann eigentlich niemand beleidigen (Vielleicht auf einige Zeit böse machen, und auch das sollte nicht einmal seyn) denn ich will und erwarte von niemand nichts. Irre ich; so bin ich bereit, wenn man mich eines Bessern überzeugt, öffentlich zu bekennen, daß ich Unrecht gethan habe; Verläumde ich; so fällt früh oder spät die Schande auf mich, und warum be-

schämt man mich nicht? Sage ich aber Wahrheit, warum sollte ich schweigen? Wer will es wagen, mich anzutasten? — Er komme!

Ich erkläre ferner:

4) Daß ich mich gar nicht darum bekümmre, ob mich der große Haufen für gut oder schlecht hält, wenn ich nur gut bin, weil ich oft bemerkt habe, daß ich gewöhnlich dann die Stimme des Publicums vor mich hatte, wenn ich nach meinem Gewissen am allerelendesten handelte, und gegen mich, wenn ich am reinsten war.

5) Daß ich niemand dafür danke, wenn er meinen Ruf vertheydigt. Denn verdiene ich diese Vertheydigung; so ist es die Pflicht jedes Redlichen, nicht um meiner Person, sondern um der guten Sache der Rechtschaffenheit willen, den Verläumdern das Maul zu stopfen. Verdiene ich aber das böse Urtheil; so hat jeder gute Mann Unrecht, wenn er sich Meiner annimt; Er lügt alsdann, und hindert meine Besserung. Und weiß er nicht, wie die Sache zusammenhängt; so muß er das Maul halten.

6) Daß ich also jedermann bitte, von mir zu reden, was ihm beliebt. Es ärgert mich nie, Böses von mir zu hören. Sagt man die Wahrheit; so thut

man Wohlthat an mir; Ist es Verläumdung; so haftet sie nicht lange, wenigstens nicht bey guten, festen Menschen.

7) Daß ich in dieser Welt gar nicht unglücklich werden kann, weil ich auf kein andres Glück rechne, als auf das, so ich mir selbst baue, und das ist ja in meiner Hand.

8) Daß ich dies Glück gar nicht vergrößert wissen will, wenn ich von der andern Seite, durch Verleugnung meiner Grundsätze, mich elend machen müßte.

9) Daß ich niemand bitte mein Freund zu seyn. Wer Meiner bedarf, wird sich schon melden; Ich glaube nicht leicht an Freunde, die mich ohne Absicht aufsuchen, und die wenigen Edlen, welche Sympathie und innre Herzensgüte an mich fesselt, kommen ungebethen.

„Aber" werdet Ihr mir einwerfen „wenn Du „so fest überzeugt von der Güte dieses Systems „bist; warum handelst Du nicht immer nach die„sen Grundsätzen, sondern bist zuweilen gefälliger „und geschmeidiger als nöthig wäre?" Ihr habt Recht; ich will darauf antworten; und mich ganz in meiner Blöße darstellen;

Oft, ich gestehe es (Und wer wollte sich schämen, seine Fehler zu bekennen?) ist eine zu große Reizbarkeit meiner Nerven, die meinem Character eine gewisse Aengstlichkeit giebt, daran Schuld, wenn ich gegen meine Grundsätze, mich um die Meinung des großen Haufens bekümmere, und von der Untreue und dem Undanke, ja! von dem Kaltsinne der Menschen zu empfindlich erschüttert werde. Das ist freylich übel! Die Schelme brauchen das nur zu merken; so necken sie uns in Ewigkeit;

Oft halte ich es nicht für der Mühe werth, so viel Kraft zum Kampf anzuspannen;

Oft nehme ich einen andern Weg, wenn ein schlechter Mann, der aus Leidenschaft dasselbe thut, was ich aus Grundsätzen vornehme, mich zwingen will, Hand in Hand mit ihm zu gehn;

Oft ist jene zu große Empfindlichkeit meiner Organen auch Ursache, daß ich das Gute, das ich will, nicht thue. Welcher ehrliche Mensch auf der Welt wird nicht, wenn er aufrichtig seyn will, bekennen müssen, daß er täglich ein paarmal vom Gefühle verleitet wird, etwas zu unternehmen, das bey kälterer Ueberlegung sein Verstand nicht billigt? Ich habe Leidenschaften, wie ein Anderer, vielleicht heftigere Leidenschaften als eine große Anzahl andrer Menschen. Ich habe gekämpft,

kämpfe noch, bin noch jung, werde bis an mein Ende zu kämpfen haben. Meine Leidenschaften sind aber bey mir die Ursache mancher Verirrungen, so wie die Quelle mancher Temperamentstugenden.

Ich habe so viel Toleranz gegen Andre, als ich für mich selbst von ihnen fordere, und da ich nun einmal, aus eigener Erfahrung, allen Erdbewohnern so sehr viel Schwäche zutraue; so bin ich fähig, wenn ich grade dazu aufgelegt bin, einem von niemand geschätzten Manne zutraulich und freundlich zu begegnen, welches Viele für Falschheit halten.

Bey dem Unglück Andrer und bey dem Leiden irgend einer Creatur fühle ich ein Mitleiden, eine Theilnehmung, ein Wohlwollen, das an meiner Gesundheit nagt; Auch bin ich sehr gastfreundschaftlich, und höchst dankbar.

Dagegen fühle ich einen großen Reiz zur Rache, nicht eben zu unedler Rache, aber ich kann es nicht immer leiden, daß mich Einer muthwillig kränke. Ich denke Tag und Nacht daran, bis er es gut macht, und dann ist alles vergessen. Das streitet nun freylich gewaltig gegen meine Grundsätze; Aber so geht es! Uebrigens hat aber mein Beleidiger, wenn er unglücklich, oder nur in dem Fall ist, Meiner wieder zu bedürfen, an mir, nach meinen Kräften, den sichersten Schutz.

Verschwiegen und vorsichtig bin ich in eigenen Angelegenheiten gar nicht, besonders da nicht, wo ich mir, durch einige Zurückhaltung, Gewicht geben könnte. Aber fremde mir anvertrauete, nur einzelne Personen angehende Geheimnisse, sind bey mir wie vergraben.

Ich beschäme nicht gern jemand.

So lange ich nur für mich selbst zu sorgen hatte, war ich verschwenderisch; jetzt bin ich ein ziemlich guter Wirthschafter, und ein fast ängstlich pünctlicher Mann.

Es kostet mich Mühe, mich in den Schranken der Mäßigkeit zu halten, und wenn nicht beständige Aufmerksamkeit auf mich selbst und Rücksicht auf meinen schwächlichen Körper, mich im Zaum hielte; so würde ich mich, bey lockenden Gelegenheiten, mancher Ausschweifung ergeben, die eines weisen Mannes unwürdig ist.

Eitel bin ich im höchsten Grade, mögte so herzlich gern von jedermann, besonders vom Volke geliebt seyn, sehe es gern, wenn man mich lobt und mir Geschicklichkeit zutrauet. Dieser Fehler erschüttert am öftersten mein System.

Der Ehrgeiz ist bey mir nicht ganz so groß, nemlich kein dummer Ehrgeiz; aber aller Orten als

ein guter, ordentlicher und thätiger Mann bekannt und geehrt zu werden, das kitzelt mich unaussprechlich.

Ich rede gern von dem Guten das ich gethan habe, nicht sowohl aus Prahlerey, als um den Genuß davon zu verlängern, und Freunde zu gewinnen.

Zu leicht zeige ich meine Blöße gegen mittelmäßige Menschen, die alsdann mein Gutes übersehen, und Uebergewicht über mich zu haben glauben, welches ihnen auch meine Nachgiebigkeit leicht einräumt, wenn sie nur meine Eitelkeit nicht zu stark beleidigen.

Ich habe einen Hang zu religiöser und speculativer Schwärmerey, der meinem Herzen wohlthut, und selten meinen Verstand umwölkt, aber ich rede wenig davon, und bin sehr tolerant in Meinungen.

Nun, meine Herrn! Da sehen Sie es, daß ich gar nicht leugne, täglich gegen meine Grundsätze anzustoßen. Ich hoffe, daß Sie Alle viel consequenter handeln, welches mir denn herzlich lieb ist. Ja nun! ich bin noch kein so fester Mann, schäme mich nicht das zu gestehen.

Uebrigens schrieb ich auch die Grundsätze, welche ich hier entwickelt habe, zur Vertheydigung meiner bisherigen Aufführung hin. Allein sie können weder mir noch Andern zum Gesetz dienen, und wenn ich mich in einzelnen Lagen und Umständen besser dabey befinde, wie Ihr es nennt, geschmeidiger und gefälliger zu seyn; so ist das meine Sache. Wenn ein Mann behauptet: er habe nicht nöthig enge Schuhe zu tragen; so folgt daraus nicht, daß er sie nie tragen dürfe, wenn er es heut oder morgen einmal nöthig findet, mit einem kleinen Füßgen zu glänzen. Und es können der Fälle sehr viel seyn, wo man eine größere Summe des Guten stiften kann, indem man sich ein wenig nach den Thorheiten der Menschen richtet; und wer alsdann verlangt, daß ich steif auf meine Systeme bestehen soll, der will keinen festen, sondern einen eigensinnigen Mann aus mir machen. Das muß man mir überlassen, auf welche Art ich für meine Ruhe sorgen will.

Dazu kömmt, daß auch würklich, bey reifern Jahren, manche Grundsätze theils berichtigt werden, theils bessern Erfahrungen weichen müssen. Ich denke jetzt über viel Dinge ganz anders, als vor ein paar Jahren. So bin ich zum Beyspiel jetzt überzeugt, daß nicht in jedem Falle das Schimpfen über Bosheit etwas hilft, daß oft die schlechten Menschen dadurch nur verhärtet werden, weil sie Leidenschaft bey uns voraussetzen, und daß sie

hingegen durch ein kleines Lob, bey einzelnen guten Zügen, die ihnen entwischen, ermuntert werden können, dergleichen Lob im Großen zu verdienen. Man nimt den Leuten den letzten Antrieb besser zu werden, wenn man ihnen den Ruf nimt; Sie haben alsdann nichts mehr zu verliehren, nichts mehr zu schonen. Ehemals dachte ich nicht so. Jetzt lache ich mehrentheils (nach den Umständen, laut oder heimlich) über die närrischen Schelme; ehemals schmähete ich sie. Die Welt bleibt doch wie sie immer war. Der König Nimrod war ein Despot, der Bürgermeister und seine Frau in ** sind es auch; die Baalspfaffen waren Erzschelme, die Mönche in ** und der Pastor ** sind es nicht weniger; die leichten Truppen der Israeliten hauseten oft mörderlich, das Fischercorps im siebenjährigen Kriege hat es nicht besser gemacht. Ich fange daher nach und nach an, jene großen Jünglingsideale von Besserung der Welt aufzugeben. Haben Sie Kraft in Sich, mein Herr! Fühlen Sie, daß Sie ein besserer Mann sind, als Andre — wohl Ihnen! Handeln Sie besser als jene, und erziehen Ihre Kinder gut! Aber die übrige Welt werden Sie schwerlich bessern. Lächeln und schelten Sie immer ein bisgen, wenn Ihnen das Spaß macht. — Oder lassen Sie es auch bleiben — Kurz! thun Sie, was Sie wollen, und lassen mich ungeschoren — oder auch nicht ungeschoren; Ich gehe doch meinen Gang — Und damit Gott befohlen!

Ueber die deutsche Schaubühne.

Man hört in Deutschland so viel von Nationaltheatern reden, daß es in der That der Mühe werth ist, ein wenig darüber nachzudenken, ob wir denn wohl schon eine Nationalschaubühne haben, nach was für Regeln der Dichter arbeiten müsse, wenn er für sein Vaterland schreiben will, warum nicht alle Schauspiele für alle Nationen taugen, und endlich was für Fehler wir noch hauptsächlich in unsern dramatischen Arbeiten begehen. Ich will einige Anmerkungen über diese Gegenstände hinschreiben; Vielleicht ist hie und da ein Satz darunter, der Gelegenheit zu weitern Untersuchungen giebt.

Die Schauspiele aller Nationen sollen den Zweck haben, Tugenden und Laster, Thorheiten und Vortreflichkeiten zu schildern, und dem Menschen die Lehren, deren er bedarf, in Handlung anschaulich darzustellen, weil sichtbares Beyspiel kräftiger würkt, und mehr interessirt, als gepredigte Moral. Wenn man dem Zuschauer die Thorheiten und Laster von der lächerlichen Seite zeigt; so giebt man ihm die Pille vergoldet mit Belustigung. Er lacht, ohne zu merken, daß es auf seine eigene Kosten geschieht, und die Arzeney würkt, wenn sie gut ist, dennoch. Will man ihm

die schrecklichen Verwüstungen, welche unbändige wüthende Leidenschaften anrichten, darstellen; so zeigt man ihm ihre fürchterlichen Folgen, und erfüllt ihn mit Mitleiden für die gekränkte Unschuld, und mit Abscheu gegen das Laster. Wenn man den kalten Zuschauer für diese Eindrücke empfänglich machen, sein Herz rühren, auf seine Sinne würken will; so nimt man die übrigen schönen Künste, Musik, Tanz, Mimik, Malerey u. s. f. zu Hülfe.

Es muß daher sowohl der Dichter als der Schauspieler gut und richtig zu malen und nachzuahmen wissen, wenn er Nutzen stiften will. Ergreift er das Comische nicht fein genug, nicht von der rechten Seite; so thut es keine Würkung; Uebertreibt er es; so findet niemand das Bild seiner Narrheit, nicht einmal der Narrheit seines Nachbars darinn. Stellt er eckelhafte Bilder, worüber nur der Pöbel lachen kann, dar; so verjagt er alle gesittete Bürger.

Er soll im Trauerspiele nicht zu oft Greuel auf Greuel häufen, sonst empört er, statt zu rühren.

Er muß die übrigen schönen Künste mit Vorsicht und Klugheit brauchen, sonst würken sie zuletzt nicht mehr, oder machen weichlich, verwöhnt, wollüstig.

Er soll keine abentheuerliche Vermischung vom Comischen und Tragischen darstellen, sonst geht die Einheit der Würkung verlohren.

Er muß das menschliche Herz kennen, und daher die Leidenschaft nicht einen Gang gehn, sie nicht eine Sprache reden lassen, die gegen die Natur ist, sonst wird er abgeschmackt.

Er muß Geschichten, Handlungen wählen, welche die Menschheit im Ganzen interessieren. Die Art wie er sie darstellt, richtet sich nach dem Bedürfniß der Nation. Rache stiftet bey allen Völkern Unheil, aber anders rächt sich der Spanier, anders der Engländer.

Die Geschichte muß nicht aus einem Zeitalter genommen seyn, das so sehr gegen das unsrige absticht, daß alle Anwendung auf uns wegfällt. Dies ist beynahe der Fall in allen großen heroischen französischen Trauerspielen, wo mit jenen großen Heldentugenden und Vaterlandsmaximen gespielt wird, die in unsern Verfassungen ungangbare Münze sind.

Die Entwicklung soll nicht gar zu übernatürlich und romanhaft seyn, damit der Mensch sich nicht gewöhne, auf dergleichen, so selten im gemeinen Leben vorfallende ausserordentliche Begebenheiten zu rechnen. Wenn da jeden Augenblick jemand

einen Sohn, eine Schwester, einen Vater wiederfindet, wo es der Dichter seinem Zwecke gemäß hielt; so zeugt das von Armuth des Genies. Die einfache Natur liefert reichen Stoff dem gefühlvollen Beobachter, und es bedarf keines dei ex machina, um uns die Begebenheiten in dieser Welt interessant zu machen.

Nur muß man die Kunst verstehen, den Weg zu des Zuschauers Seele zu finden, Interesse zu erwecken, zu unterhalten, den Zeitpunct aus der Geschichte zu nehmen, der am vortheilhaftesten, am zweckmäßigsten zur Darstellung ist, kurz, eine weise Ordnung und Oeconomie in seiner Gewalt zu haben.

Erschütternde Scenen haben ihren großen Nutzen, zu ihrer Zeit. Menschen, die das Glück anlächelt, werfen mehrentheils ungern einen Blick auf das Elend. Von ihrer ersten Jugend an gewöhnt, nur heitere Scenen zu sehen, und alles zu entfernen, was ihr Herz weich machen könnte, haben sie gar keinen Begriff von dem vielfachen Jammer, den hofnungslose Liebe, betrogene Freundschaft, fehlgeschlagene Wünsche, Armuth, Druck, und alle die mancherley Leiden erregen, denen der Mensch, auf dem die schwere Hand des Schicksals liegt, ausgesetzt ist. Das Theater hat hier also den edlen Zweck zu erfüllen, die Großen der Erde Menschlichkeit, Wohlwollen und Bruderliebe zu lehren.

Man soll aber diese Arzeney nicht centnerweise auswerfen, und es hat keinen Zweifel, daß der Mensch, welcher sich zu sehr an den Anblick erschütternder Scenen gewöhnt, zuletzt verhärtet wird. Auch muß man nie vergessen, daß ein Theil der Zuschauer in das Schauspielhaus geht, um Erholung von Kummer und Geschäften darinn zu suchen, daß also die Lehre, welche man ihm geben will, zuweilen in Vergnügung gehüllt werden, und daß man diese Classe von Menschen nicht von sich stoßen müsse.

Der Dichter muß Zeichnungen von Scenen aus dem menschlichen Leben machen, wie sie sich seinem Auge darstellen, nicht wie man gern haben mögte, daß es in dieser Welt aussehn sollte. Ich halte desfalls nicht viel von der sogenannten poetischen Gerechtigkeit. Es ist ein falscher Grundsatz, daß sich jedes Theaterstück mit Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend endigen müsse. Warum soll der Maler mehr leisten, als selbst der Schöpfer in dieser Welt, nach der Folge der Dinge thun kann? Ja, was noch mehr ist, eine so pünctliche Einrichtung benimt der Lehre oft ihre ganze Stärke. Der bestrafte Bösewicht erweckt Mitleiden aber nicht so viel Verachtung gegen sich, nicht so viel Abscheu gegen das Laster, als der, welchen wir unserm ganzen Unwillen, seinem Gewissen, und dem höchsten Richter überlassen sehen, und die

leidende Unschuld drückt tiefer ihr Bild in unsre Seele, als die gekrönte Tugend.

Man soll sich hüten, solche Virtuosi in Bosheit darzustellen, den Bösewichten eine so glänzende Seite zu geben, daß junge feurige Kraftmänner bewogen werden könnten, einen so seltenen Unhold zu bewundern.

Ueberhaupt ist nicht jede Scene aus der Natur zur Darstellung gut, und liefert nicht jede Begebenheit dramatischen Stoff. Sobald nemlich kein sittlicher Nutzen davon zu erwarten steht; Sobald der Zuschauer das, was man ihm auf die Bühne bringt, besser und öftrer täglich in seinem Hause oder aus seinem Fenster sehen kann, und gewiß sieht; Sobald das Wiedrige des Eindrucks bey dem größten Theil der Zuschauer den geringen Vortheil, welcher daraus erwachsen könnte, überwiegt; so ist eine solche Vorstellung billig zu verbannen.

Man soll sich enthalten, das Publicum immer solche Gemälde sehen zu lassen, die nur einzelne Stände interessieren können, folglich seine Bilder weder blos aus den Cirkuln des niedrigsten Pöbels, noch allein aus der Classe der Staatsmänner und Hofleute nehmen.

Dies wären dann allgemeine auf die Schauspiele aller europäischen Nationen anwendbare Regeln. Solche vorausgesetzt; so bleiben noch immer eine Menge Rücksichten auf die Nation, für welche man schreibt, zu nehmen übrig, wonach denn jene Grundsätze modificirt werden müssen, und zu diesem Zwecke will ich es wagen, einige Regeln für die Nationalbühnen im Allgemeinen, und vorzüglich für unser vaterländisches Theater festzusetzen.

Man soll nemlich bey der Wahl des dramatischen Stoffs dasjenige Publicum stets vor Augen haben, welches man klüger und besser machen will; In Madrit die Freygeisterey, und in Berlin den Fanatismus zu bekämpfen, in Stockholm gegen den übertriebenen Handlungsgeist zu Felde zu ziehen, in Amsterdam die petitte maîtrise und in der Schweitz den Ahnenstolz lächerlich zu machen, würde ganz ohne Zweck, und könnte von verkehrter Würkung seyn. Man soll also nie die herrschenden Fehler einer Nation, eines Landes, einer Stadt aus den Augen verliehren. Der schönste Zobelpelz ist ja beym Siroccowind in Italien und das niedlichste seidene Kleid in Lappland nicht einen Heller werth. Was also für eine Nation gut ist, kann für die andre elend seyn, oder es durch die Behandlungsart werden.

Es giebt aber Stücke, welche allgemeines menschliches Interesse erwecken, und auch so wenig

localisirt sind, daß man sie aller Orten mit Nutzen und Vergnügen sehen kann. Wer wird nicht gern Eugenie, den Hausvater und andre Stücke von der Art, die fühlenden Menschen aus allen Nationen interessant seyn müssen, aufführen sehen? Andre hingegen, welche mehr mit Rücksicht auf den Nationalgeschmack oder das Nationalbedürfniß geschrieben sind, taugen nicht aller Orten. Ich verdenke es dem Herrn de Chabanne gar nicht, wenn er Minna von Barnhelm verhunzt hat, da es nun einmal vor Franzosen sollte gespielt werden. Das Schauspiel, die Räuber, würde und müßte in Paris ausgepfiffen werden — Desfalls soll man, bey der Behandlungsart eines sonst allgemein interessanten Gegenstandes, das Genie des Volks und den Grad seiner Cultur zu Rathe ziehen. Wer an stark gewürzte Speisen gewöhnt ist, bey dem schlagen fade Mehlspeisen nicht an; Auch schmecken sie ihm nicht, und gehn bey ihm in keine Verdauung.

Es hat böse Leute gegeben, die haben behaupten wollen, wir Deutschen hätten im Grunde gar keine Originalität mehr, wir hätten zu viel von andern Nationen angenommen, ahmten in Allem den Fremden nach, und wären ganz besonders die Affen der Franzosen. Das ist eine garstige Schmähung! Wir wollen das nun einmal nicht glauben. So viel ist doch gewiß, daß wir es noch nicht zu einem so feinen Grade der Politur oder Gepräglosigkeit

gebracht haben, als unsre kleinen zierlichen Lehrmeister jenseit des Rheins, denn, gottlob! noch dient ein ehrlicher deutscher Biedermann, wenn er nach Paris kömmt, den Franzmännerlein zum Gelächter. Nun waren unsre ersten mittelmäßig guten Schauspiele ziemlich nach französischem Schnitte gemacht; Es hat sich aber dieser Geschmack in der Folge nicht fortpflanzen wollen, und nachher hat sich unser Schauspiel mehr zur Nachahmung des englischen Theaters gelenkt. Hiebey haben wir, denke ich, nichts verlohren, in so fern unsre Dichter mit Klugheit die Grenzen des Bedürfnisses unsres Publicums abmessen.

Mir scheint es, als wenn würklich unsre deutsche Constitution etwas härter angegriffen werden könnte, als wenn zuweilen unser Phlegma durch erschütternde Scene müßte in Bewegung gesetzt werden, und als wenn unsre kalte Vernunft und unser fleissiger Geschäftigkeitstrieb weniger durch die glatten französischen Sentiments als durch den Anblick einer verwickelten Handlung befriedigt würden. Deswegen nun haben die englischen Stücke bey uns Glück gemacht. Hier sehen wir mit dem lebhaftesten Colorit, nicht Franzosen, Engländer, Deutsche, sondern Menschen dargestellt. Wer würkt mächtiger, dringender, stürmischer auf unsre Seele, als der Schöpfer Shakespear? Und warum? Weil er die Menschen nicht erzählen, sondern handeln läßt, weil man in jedem seiner

Stücke sieht, wie das Laster durch eigene Qual und durch die Strafe, die es sich selbst bereitet, gezüchtigt wird, und wie des Menschen tiefste Herabwürdigung nach und nach durch eine Menge kleiner Verirrungen entsteht, oder wie gehäufte unglückliche Schicksale den Menschen erbittern und verstimmen, oder endlich, wie zu heftige, nicht genug gezähmte Leidenschaft, oder irgend ein andres unwiederstehliches Ressort ihn stoßt und treibt. Zwar trifft dies Shakespear nicht immer sehr fein, aber immer sehr wahr. Charactere die, ohne eine dieser sichtbaren Veranlassungen, von Grund aus schlecht sind, soll man nicht auf die Bühne bringen, theils weil sie würklich nicht in der Natur sind, und wenn sie es wären, nicht dargestellt werden müßten, um nicht Glauben und Liebe zur Menschheit zu ersticken.

Ich habe also sagen wollen, ich glaubte, wir Deutschen bedürften solcher Schauspiele, in welchen viel Handlung wäre, weil eben dadurch ein größerer Eindruck bey der Aufführung eines Schauspiels bewürkt werden müßte, als bey Lesung einer Geschichte; Und da dies die Franzosen sehr vernachlässigten; so wären uns besonders ihre Trauerspiele nicht viel werth. Man unterscheide aber sehr wohl Handlung und Begebenheit. Es ist deswegen noch nicht immer viel Handlung in einem Stücke, wenn darinn Begebenheiten auf Begebenheiten gehäuft werden, wie in einigen unsrer

neueren Schauspiele, und wenig Personen in einem guten Trauerspiele, die wir vor unsern Augen handeln sehen, also daß jeder ihrer Schritte, nicht durch das Ohngefehr, noch durch die Willkühr des Dichters geleitet, sondern ihrem Hauptcharacter angemessen, den folgenden Schritt ungekünstelt herbeyführt, und auf diese Art eine Hauptbegebenheit, ein Ganzes, eine Geschichte erzeugt wird, die voll Lehre und Interesse ist, wenig solche Personen machen größere Würkung, als ein Viertelhundert nicht ausgezeichneter oder verzeichneter Menschen, die sich durcheinander kreutzen und arbeiten, und in unglaubliche Schicksale durch die Fieberhand des Verfassers verwickelt werden, wobey dem Zuschauer die Haare zu Berge stehn. Allein unsre unglücklichen shakespearschen Nachahmer sind ziemlich fremd in dieser Kunst geblieben, ja! sie haben ihr großes Muster so unglücklich copiert, daß sie nur des alten englischen Dichters Fehler und Auswüchse nachgeahmt und seine Unregelmäßigkeiten, Plattitüden, Wortwitzeleyen u. d. gl. auf unser Theater gebracht haben; Fehler, die nur jenem Manne, in Betracht seiner geringen Kultur, des Bedürfnisses seines Publicums, des damals herrschenden Tons, und des Reichthums seiner Phantasie und Seelenkenntniß, der uns für alles entschädigt, zu verzeyhen sind.

Wenn nun Handlung und Gang der Leidenschaften in unsern vaterländischen Schauspielen

uns die Begebenheiten interessant machen sollen; so folgt natürlich, daß die Personen, welche man uns darstellt, so handeln müssen, daß ihre Aufführung nicht gegen unsre Sitten und die Stimmung unsres Zeitalters so sehr absteche, daß uns dieselbe unglaublich oder abgeschmackt vorkommt. Die Leidenschaften aber, deren Triebwerk man uns zeigt, müssen nicht von der Art seyn, daß sie uns in Rücksicht auf unser Clima, den Grad unsrer Cultur u. s. f. läppisch, abentheuerlich, ausser der Natur des Menschen liegend, oder phantastisch scheinen.

Der Dichter soll aber hier eine vernünftige Mittelstraße zu wählen wissen. Sind unsre Sitten durch unsre Nachahmung der Nachbarn verdreht; so soll er diese Stimmung nicht für Nationalton halten, sondern vielmehr durch Darstellung besserer Sitten auf sein Zeitalter zu würken suchen. Von einer andern Seite sollen aber die Muster, welche er uns zeigt, keine Gemälde aus einer alten Vorwelt seyn, von der wir uns so weit entfernt haben, daß uns gar kein Sinn dafür bleibt.

Die französischen Theaterdichter haben mehrentheils das Bedürfniß ihres Zeitalters recht gut gekannt, und ihre Schauspiele sind gute Schauspiele — für Franzosen, ganz ihrer Frivolität, Geschwätzigkeit, Eitelkeit, Delicatesse und Weichlichkeit angemessen, und die Schauspieler haben sich in ihrer Darstellungskunst nach eben diesem

Maaßstabe gebildet. Jene lassen ihre Personen nicht die Sprache der Natur, sondern die Conventionssprache der französischen Nation reden, und diese haben mehr den Anstand als die treue Darstellung zum Gegenstand. Wer das beste französische Trauerspiel gelesen, weiß ohngefehr, wie man alle übrige Süjets behandelt, und wer den Ersten ihrer Schauspieler gesehen hat, hat sie Alle gesehen. In Paris kann eine Schauspielerinn, wenn sonst nicht etwa Cabale gegen sie würkt, großen Ruhm einerndten, wenn sie mit Artigkeit in Ohnmacht zu fallen und sich zu erstechen versteht. Als wenn ein Mensch in solchen Augenblicken an die Figur dächte, die er macht! Eine zärtliche Scene hat, wenn sie Beyfall findet, dies Glück oft nur einer schönen Gruppierung der Personen zu danken. Freylich aber giebt es einen Anstand, der mit der Wahrscheinlichkeit bestehen kann, und ich verlange nicht, daß der Schauspieler, welcher hinstürzt, dem Parterre etwas zum Lachen vorzeigen, oder so ungeschickt fallen solle, daß er Arm und Bein bräche.

Der französische Dichter läßt im ersten Auftritte den Held oder die Heldinn mit kalten, steifen Vertraueten auftreten, welchen sie ihr Leid klagen. Der Vertrauete plagt den Helden so lange, bis er ihm den ganzen Plan des Stücks erzählt hat, bis auf einige zufällige, unbedeutende, oft sehr unnatürliche Umstände der Entwicklung nach. So wird

dann das Stück bis zum letzten Act fortgeführt, und durch die hin und wieder angehefteten Sentenzen, Sentiments, Maximen, das Ganze aufgestutzt. Diese sind oft nur leeres Wortgepränge, Bombast. Die Versification ist leicht und schön, damit das Ohr, so wie die Seele Ruhe habe. Keine Leidenschaft geht ihren natürlichen Gang, sondern alles Harte wird vermieden, mögte es auch noch so natürlich seyn. Man nennt das revoltant, weil der Franzose nur die angenehme und lustige Seite jedes Dinges sehen mag. Das Comische hingegen übertreibt man immer, damit ja nicht etwa jemand sich getroffen finden könne, und weil überhaupt die Nation den falschen Witz liebt.

Voltaire selbst bekennt, in den Anmerkungen zu dem Trauerspiel Olympie, daß es den Franzosen mit Recht von Ausländern vorgeworfen würde, wie viel leere Declamation und zu wenig Handlung in ihren Trauerspielen herrsche. Er hat diesen Fehler in dem eben genannten Stücke in der That vermieden. In jedem Aufzuge sind interessante Situationen, Feuer und viel Handlung. Aber das muß man denn wieder mit leeren Scenen erkaufen, welche nur gar zu häufig vorkommen, in denen ein unbedeutender Confident dahin gepflanzt wird, um seinem Helden alles abzufragen, was der Zuschauer wissen soll. Dahin rechne ich Acte I. Scene 1. 3. 5. III. 1. IV. 1. 4. V. 1. Dabey

muß ich noch erinnern, daß mir der fortgesetzte Haß, den Alexanders und Dariens Witwe gegen einen Mann hegt, von dem sie doch erfährt, daß er im Grunde ein guter Mensch, sehr unschuldig an dem Unglücke, dessen ungefehres Werkzeug er gewesen, und jetzt im Begriff ist, Olympien glücklich zu machen, höchst unnatürlich in Statirens Zustande, und nichts weniger als groß, sondern dem weiblichen Character wenig angemessen vorkömmt.

Die Personen ihres Lustspiels sind etwa: eine Cokette, ein affectirter Marquis, ein flüchtiger Chevalier, ein verschmitztes Kammermädgen, ein listiger Bedienter. Diese und ein paar andre schlecht nüancirte Charactere findet man, mit einiger Modificierung, in allen ihren Schauspielen, selbst in heroischen Tragödien, wo sogar der griechische Held den französischen Schnitt hat, unter andern Kleidern wieder.

Welch' ein geschmackloses, unnützes und unwahrscheinliches Stück ist nicht das Lustspiel: Les frères menechmes?

Ein eben so fader, matter Ton herrscht in ihrer Musik, sobald sich dieselbe erheben will, davon die ältern französischen Opern zeugen können. Die Musik zu einigen ihrer Operetten ist ganz hübsch, doch bekümmern sie sich auch darinn weder um Ein-

heit und Würde des Ausdrucks, noch um Uebereinstimmung des oratorischen und musicalischen Accents. Lange Silben fallen auf kurze Noten, kurze auf lange Noten. Von ihren einheimischen in Paris gebildeten Tonsetzern ist hier, wie sichs versteht, die Rede, denn Gretry und Gluck sind keine Franzosen, und wer sich nach italienischen Mustern bildet, der setzt auch keine französische Musik.

Die Süjets ihrer comischen Opern sind entweder aus einer Schäfer- oder Feenwelt genommen, die nur in des Dichters Kopfe da ist, oder man führt uns unter französische Bauern, die uns etwas vorwitzeln, oder, wenn es ein bürgerliches Stück ist; so liegt eine kahle Intrigue zum Grunde. Da läuft alles darauf hinaus, einen ehrlichen Vater oder guten Ehemann zu hintergehen, einem jungen Mädgen einen Mann zu verschaffen u. d. gl.

Die Metode ihrer Sänger und Sängerinnen ist abscheulich, und in der Höhe schreyen sie, wie tolle Leute.

Ich habe schon oben gesagt, daß einige ihrer neueren Dramas für uns sehr brauchbar sind; Ueberhaupt scheint es, als wenn bald das Bedürfniß nach besserer Speise bey dieser Nation rege werden wird, wovon die Ursachen zu entwickeln aber nicht hierher gehört.

Wollte man einmal die Probe mit einem unsrer besten Trauerspiele machen, und es nach französischem Schnitt umarbeiten; so würde man den Unterschied zwischen dem was für uns und was für Franzosen taugt, wahrnehmen. Wie könnte man z. B. Emilia Gallotti auf diese Art handhaben?

Ich denke im ersten Auftritte müßte der Prinz gleich mit Marinelli erscheinen, und sich von diesem seine Liebe zu Emilia Gallotti ausfragen lassen. Darauf erschiene der Maler, den man Le blanc, Le bleu, Le beau, oder sonst französisch taufen müßte. Dieser redete dann nicht als Künstler von Kunstsachen, sondern erzählte eine Menge Stadtannecdoten, und unter andern die Heyrath des Grafen Appiani. Darauf käme eine Monolog — Ciel, quel tourment! Der Prinz müßte ganz ausser sich seyn, sich in einem beständigen Circul von troubles extrêmes und destins malheureux, denen selbst Fürsten nicht ausweichen können, herumdrehen; Und so gienge das Ding denn weiter. Bey Emiliens Entführung wäre Herr Le bleu wieder herrlich zu brauchen, da er sich als Zeichenmeister in das Haus schleichen kann. Die Gräfinn Orsina würde in eine französische Cokette umgemodelt, ohne sie durch den Schwung der Seele, den ihr die Leidenschaft giebt, so interessant zu machen. Die französische Emilia liesse es hübsch bleiben, ihrem Bräutigam zu erzählen, daß sie den Prinzen gesprochen habe. Odoardo wäre ein brütaler alter

Starrkopf geworden, der Graf Appiani aber ein schmelzender Liebhaber. Und am Ende — Einen Vater seine Tochter erstechen lassen, um sie von der Schande zu retten? — Non, mon ami, celà ne se fait pas chés nous autres — Das ist gegen die französische Delicatesse — C'est une horreur! Die französische Emilie reißt dem Vater den Dolch aus den Händen, stößt ihn sich auf die Schnürbrust, und fällt rückwärts auf einen Stuhl. Dann erscheint der Prinz, wirft sich auf ein Knie vor dem todten Körper hin, und nun geht es los: O toi, qui &c. — manes &c. — pardonne &c. — So fort declamirt; dann aufgesprungen: holla Gardes, gerufen, den Marquis vor seinen Augen fesseln und wegführen lassen, damit er in ein Cachot geworfen werde, und dem Supplice, das er verdient, nicht ausweiche. Indeß schließt Monsieur de Galotti, le père, alles mit einer feinen Sentenz, und wir gehn ruhig auseinander und soupieren.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber Bestimmtheit im Ausdrucke.

Wie viel ein Aufsatz, sey er von welcher Art er wolle, dadurch gewinnt, wenn er in einem kernhaften männlichen und angenehmen Styl geschrieben ist, das scheint eine sehr bekannte Sache, aber das überlegen nicht alle Schriftsteller und Leser, daß so gar viel von der Bestimmtheit im Ausdrucke, und von dem vernünftigen Gebrauche passender Beywörter abhängt; Das ist das Colorit, wodurch man Haltung und Würkung hervorbringen muß. Die größten Gedanken scheitern an der Klippe Eines inconsequenten Ausdrucks, und die gemeinsten Wahrheiten bekommen Anmuth und Reiz der Neuheit, unter der Feder eines Mannes, der mit Vernunft und Geschmack seine Werke auszufeilen gewöhnt ist. Es hat ein Mann neue, überraschende Ideen; Er glaubt sie hingeschrieben zu haben, und, ausser ein paar Lesern, die grade in der Stimmung sind, zu fühlen was er hat sagen wollen, versteht ihn niemand.

Gewiß ist es ein Rath zum eigenen Vortheil der Autorn, wenn man sie ermahnt, ihre Schriften lange liegen zu lassen, und viel und oft in mancherley Launen zu lesen, ehe sie solche herausgeben.

Es giebt grobe Inconsequenzen in der Schreibart, die man sehr bald gewahr wird, und die ein Schriftsteller, der irgend mit seiner Sprache vertraut ist, leicht vermeidet. Aber es giebt auch

feinere Unbestimmtheiten im Styl, worüber man hinweggleitet, wenn man das ganze Bild im Kopfe hat.

Ich will hier zum Beyspiel einen Brief hersetzen, der von Anfang bis zu Ende voll von solchen unpassenden und verschrobenen Ausdrücken ist. Ich habe ihn selbst gemacht, und die Inconsequenzen sind zum Theil äusserst grob und auffallend; Und doch, wenn ich es thun wollte, könnte ich Ihnen ganze Seiten aus den Werken sehr beliebter Schriftsteller ausziehen, die Sie nicht weniger in einem unbestimmten Styl geschrieben finden würden — Hier ist mein Brief:

„Hochgeehrtester Herr!“

„Lassen Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren, „daß ich mich entsetzlich über Ihren Brief gefreuet „habe; Aber werden Sie mich nicht für gewaltig „nachlässig halten, weil ich so spät darauf ant„worte, und überhaupt Ihnen so lange nicht „schriftlich aufgewartet habe? Es ist indessen „wahrlich nicht meine Schuld gewesen. Mein „Sohn wird die Gnade gehabt haben, Ihnen zu „sagen, daß ich jetzt fast immer mit Geschäften für „andre Leute überschwemmt werde, und da wird „entsetzliche Aufmerksamkeit und Fleiß erfordert, „diesem Allen vorzustehn. Ich kann fast nichts „mehr zu meinem Vergnügen lesen und schreiben; „Vorzüglich hat mich das letzte Geschäft für den „Herrn P. in meinen Lieblingsbeschäftigungen zu-

„rückgesetzt. Endlich finde ich aber doch heute eine
„ganze halbe Stunde Muße, die ich nicht besser
„anwenden kann, als ein Wörtgen mit Ihnen zu
„reden.“

„Wie geht es Ihnen denn, mein guter, edler
„Menschenfreund? Lieben Sie mich noch ein we-
„nig? Sie hatten die Gewogenheit mir einst zu
„sagen, man lerne erst in der Entfernung seine
„Freunde eigentlich schätzen, und das ist in der
„That mehr als wahr. Nie habe ich so sehr Ihren
„Verlust, und die Entbehrung Ihres schätzbaren
„Umgangs gefühlt, als seit der Zeit, daß uns Ihr
„Aufenthalt in L. trennt. Ich wünsche mir oft
„weniger lebhaft zu fühlen; so würde ich ruhiger
„seyn. Meine Laune ist ein beständiges Wetter-
„glas meiner Empfindungen, und das macht denn,
„daß die Leute, welche mit mir leben, auch ge-
„wöhnlich meinen Verdruß mitempfinden müssen.
„Ja! ich bin hie und da recht verdrießlich. Trösten
„Sie mich nur bald mit ein paar gütigen Zeilen,
„und sagen mir, daß Sie auch noch in der Entfer-
„nung zuweilen an mich denken.“

„Herr X. hat sich, wie es scheint, bald genug
„über den Verlust seines Vermögens getröstet. Er
„scheint gewaltig ruhig. Zwar sehe ich ihn selten,
„und es mag wohl ein großes Glück seyn, wenn
„man so in jeder noch so verwirrten Lage Herz fas-
„sen kann, ob ich gleich glaube, daß er nicht die
„besten Mittel dazu wählt. Neulich sah ich ihn
„im Schloßgarten. Er sah recht lustig aus. Viel-

„leicht hatte er seinen Muth durch hitzige Getränke „angefrischt, denn er war sehr gesprächig. Man „sagt, das sey seine Gewohnheit. Würklich scheint „mir das die höchste Herabwürdigung zu verrathen, „wenn man auf diese Art das Unglück überwin„den will."

„Sonst giebt es hier nichts Neues, das Ihnen „wichtig scheinen könnte; der ich die Ehre habe „lebenslang mich zu nennen"

„Ihren"

„gehorsamsten Diener."

Jedermann sieht leicht, daß dieser Brief schlecht geschrieben ist, aber erlauben Sie mir dennoch, ihn etwas genauer zu zergliedern:

Hochgeehrtester: Da ist geehrtester ein Superlativus der durch den Positivus hoch geschwächt wird, als wenn man sagte: ziemlich vollkommenster.

Gerechtigkeit wiederfahren, daß ich, da fehlen zwischen wiederfahren und daß die beyden Wörter zu glauben.

Entsetzlich gefreuet — Zugleich Entsetzen und Freude?

Gewaltig nachlässig. Gewalt erfordert Action, Nachlässigkeit ist ein Zustand der Ruhe.

Ihnen so lange nicht. Das so lange ist hier zweydeutig. Besser: in so langer Zeit. So lange heißt oft so viel als aussi longtems *que*.

Schriftlich aufgewartet. Man muß gegenwärtig seyn, um jemand aufzuwarten.

Wahrlich nicht meine Schuld gewesen. Besser construirt: wahrlich meine Schuld nicht gewesen.

Vorzüglich zurückgesetzt — Vorzug und Zurücksetzung; Welch ein Widerspruch!

Das lezte Geschäft. Besser: leztere, denn es wird ja wohl nicht sein leztes Geschäft seyn.

Unbändig mit Arbeit. Sehr unpassend! Es ist ja dabey nichts zu bändigen, zu bezähmen, sondern zu tragen.

Die Gnade gehabt. Dieser Ausdruck wird so oft fälschlicherweise passive gebraucht. Wer Gnade erweisen kann, der hat Gnade, der Andre empfängt. Man sagt ja nicht: Ich habe die Großmuth gehabt von Ihnen Wohlthat zu empfangen.

Mit Geschäften für andre Leute überschwemmt. Geschäfte passen zu dem Bilde nicht. Von körperlichen Dingen kann man zuweilen uneigentlich diesen Ausdruck brauchen, auch wenn es keine flüssige Körper sind. Z. B mit Briefen überschwemmt werden, auch dürfte man vielleicht sagen: mit Forderungen überschwemmt werden.

Entsetzliche Aufmerksamkeit und Fleiß. Ohngerechnet, daß hier entsetzlich nicht paßt; so hätte auch müssen vor Fleiß das Beywort nochmals, und zwar im Masculino, stehen, entsetzlicher Fleiß.

Nichts lesen und schreiben muß noch schreiben heissen.

Eine ganze halbe Stunde. Was ganz ist, kann nicht halb seyn.

Als ein Wörtgen zu reden. Muß entweder heissen: als dazu, ein Wörtgen u. s. f. oder: als wenn ich ein u. s. f.

Mein Menschenfreund! Da sollte entweder das mein ganz weggelassen seyn, oder das Menschen.

Gewogenheit mir zu sagen. Gewogenheit ist eine Empfindung, keine Handlung.

Eigentlich schätzen. Was soll da die Eigenheit?

In der That wahr. Hier ist ja von keiner That, von keiner Handlung, sondern von einem Gefühl die Rede.

Mehr als wahr. Was kann wahrer seyn als die Wahrheit?

Schätzbaren Umgangs. Das soll wohl unschätzbar heissen; daß ein Ding zu schätzen sey, ist kein großes Lob dafür.

Aufenthalt trennt. Der Aufenthalt, der Ort trennt nicht, sondern der Zwischenraum, die Entfernung.

So würde ich ruhiger seyn. Statt so besser dann.

Beständiges Wetterglas. Die Eigenschaft eines Wetterglases ist sich nach dem Wetter zu verändern, folglich nicht beständig zu seyn.

Gewöhnlich meinen Verdruß. Gewöhnlich steht hier am sehr unrechten Orte.

Gütige Zeilen. Wie können Zeilen gütig seyn?

Gewaltig ruhig. Gewalt und Ruhe?

Verwirrte Lage. Eine Lage kann unbequem seyn, aber nicht verwirrt.

Herz fassen. Man faßt Herz, um etwas zu unternehmen, nicht aber um bequemer zu liegen.

Ob ich gleich glaube. Das heißt si je crois d'abord, aber obgleich ich quoique je

Daß er nicht. Ist zweydeutig. Der Nahme hätte müssen wiederholt werden, daß Herr X. u. s. f.

Durch hitzige Getränke anfrischen. Hitzig ist ein Ding durch Feuer, angefrischt wird es durch Kühlung.

Das sey seine Gewohnheit. Was? gesprächig zu seyn, oder zu trinken?

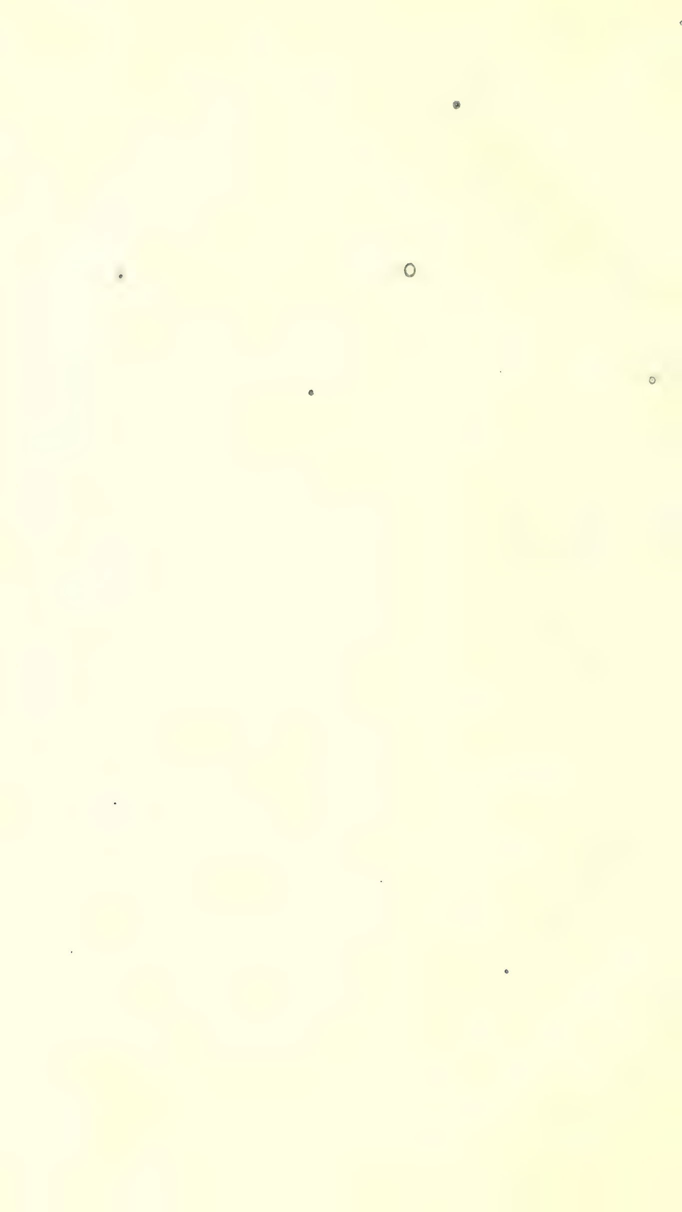
Höchste Herabwürdigung. Hoch und tief zugleich?

Der ich die Ehre. Worauf bezieht sich das der?

Nennen. Das heißt nicht viel gesagt, wenn man sich selbst gehorsam nennt.

Es wäre wohl der Mühe werth, einzelne Stellen aus guten Schriftstellern auf diese Art zu durchgehn, und könnte dies sehr viel zur Bildung des Geschmacks und dazu beytragen, sich an Richtigkeit im Denken und Reden zu gewöhnen. Bey französischen Schriftstellern würde man vielleicht am mehrsten Gelegenheit zu dergleichen Anmerkungen haben.

Annecdoten



I.

Von dem Herrn Biörnståhl, der denn überhaupt eine gar herrliche Art zu bemerken und zu beobachten hatte, erzählt man folgendes: Er war in Gesellschaft eines jungen Menschen in Holland, und hielt diesen an, alles was sie sahen und hörten aufzuschreiben. Da war kein Fleckgen vor ihnen sicher, wo sie sich nicht hingepflanzt, die Schreibtafel aus der Tasche gezogen, und irgend eine Erbärmlichkeit notirt hätten. Nun fügte sich's, daß sie in dem Haag auf der Gasse einen Mann antrafen, der Senf zu verkaufen hatte. Es war Samstag, und er wäre herzlich gern seinen Senf auf morgen losgewesen. Desfalls empfohl er ihn aufs beste, nannte ihn Oraniensenf, und rief immer: Moster! Koop Moster! Oranien-Moster of Morgen! — Von Ohngefehr gieng der Erbstatthalter vorbey, und nun glaubte der große Biörnståhl, diesem zu Ehren habe der Mann also geschrieen, desfalls wendete er sich zu seinem Begleiter, und sagte: Ecrivés vitte, Monsieur, ecrivés, qu' à la Haye, lorsque le Statthouder passe, on crie: „Moutarde pour demain."

2.

In Sachsen in einem Wirthshause fand ich ein Titelblatt zu einem Buche. Es stand darauf: Einleitung zu dem Recht der Natur der christlichen Völker, verfasset von J. P. T. Zweyte Auflage. Eisenach, verlegts Michael Gottlieb Grießbach 1756. und auf der andern Seite: Dir, o König aller Könige und Herrn aller Herren, Jesu Christo, dediciret in tiefster Demuth gegenwärtige schlechte Blätter, Deiner allerhöchsten Majestät mit Seel und Leib eigener Knecht, *Auctor.*

3.

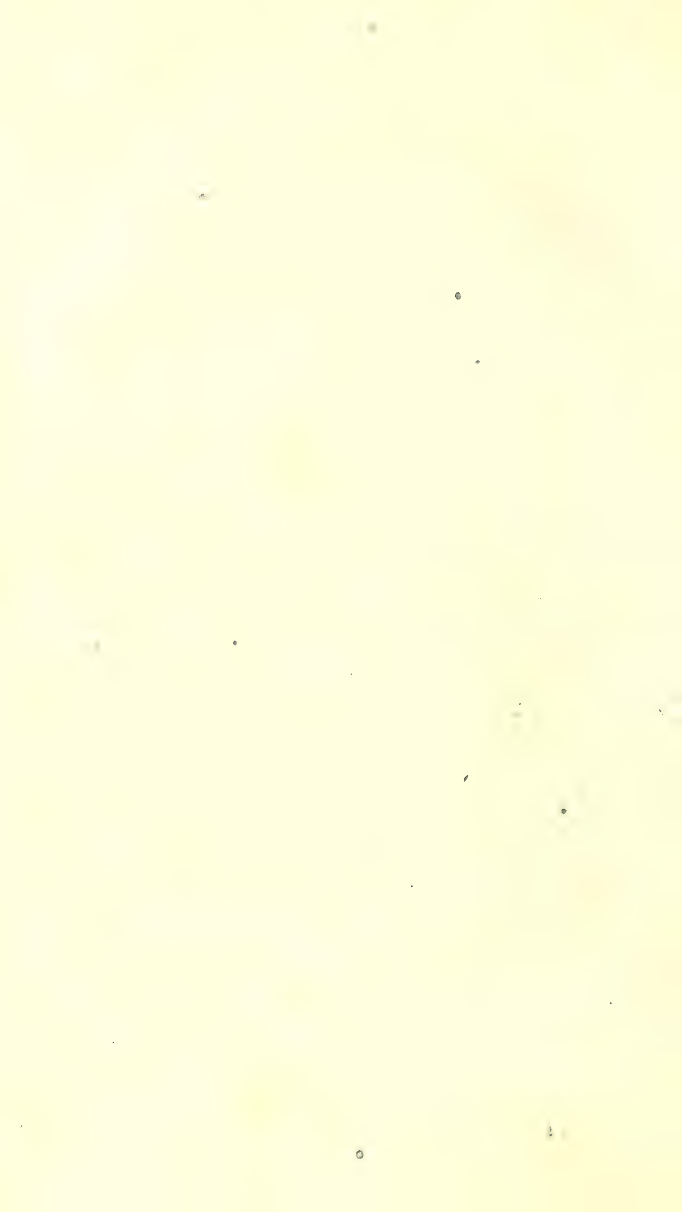
Ich besitze ein 1728 gedrucktes Buch, voll medicinischer Fälle, Aufgaben, Krankengeschichten u. d. gl. Ganz vollständig ist das Werk nicht mehr, auch fehlt der Titel, aber Seite 166 steht: Casus XXV. An Novitius cum defectu alterius testiculi in Monasterium admitti queat? Die Frage ist mit großem Scharfsinn auseinandergesetzt, und der Arzt versichert unter andern: „Daß „Er, Noviz, mit Tragung eines Bandes und gewissem Pflaster ungehinderter massen, wie andere, „seine obhabende (geistliche) Verrichtungen, will „sagen: Singen, Predigen, Springen, Reuten, „und Fahren, zu vollziehen tüchtig, wann dann „eine so wichtige Sach nicht nur allein den Novizen, „sondern das Kloster selbst berühret“ u. s. f.

4.

In dem calvinischen Bethause in U.... S.... stürzte während des Gottesdienstes eine Bühne ein, und verschiedene Personen wurden gefährlich beschädigt. Der Prediger sahe die Leute liegen, und griff, voll Angst, es mögte noch mehr einstürzen — nach dem Armenbeutel, strich das Geld ein, ließ die Leute liegen, und eilte nach Haus.

5.

Es hörte jemand an einem fremden Orte einen lutherischen Geistlichen predigen, der dem Geiste der christlichen Sanftmuth so sehr entgegen, in seinen Kanzelreden unaufhörlich über die Verderbnisse schimpfte, die sich in seiner Stadt eingeschlichen hätten, und von der Obrigkeit begünstigt würden, wobey er mehrentheils auf einzelne Begebenheiten anspielte, und die Leute beynahe mit Nahmen nennte. Der Fremde gieng nach der Predigt fort, und sagte: „Ich habe jetzt eine bessere „Idee von der hiesigen Verfassung als zuvor, denn „die Leute, welche der Herr Pastor also abkanzelt, „müssen entweder in ihrem Gewissen unschuldig, „oder die Parthie der Bösen muß in dieser Stadt „nicht so mächtig seyn, sonst hätte man ja wohl „diesem Schreyer längst das Handwerk gelegt."



Gesammlete
poetische und prosaische
kleinere Schriften

von

A. Frhrn. v. K.



Zweiter Theil

Frankfurt am Main
im Andreäischen Verlage 1785



Inhalt.

I. Gedichte.

II. Briefe über Erziehung.

III. Vermischte Aufsätze.

I

Gedichte





Grabschrift.

Hier liegt ein wack'rer braver Mann,
Wie ich's nicht anders sagen kann,
Ein hiesiger Geheimerrath,
Der, wenn er schlief, nichts Böses that,
Nie weinte, wenn er fröhlich war,
Kein Bley, kein Holz, kein Pferdehaar,
Kein Eisen und kein Schuhwachs fraß,
Den Reisbrey nie mit Ellen maß,
Nichts trinken mogte, was nicht floß,
Dem immer was er selbst genoß
Am besten schmeckte — Ueberhaupt
War, wenn man klugen Leuten glaubt,
Der sel'ge Mann so übel nicht;
Hätt' er nur leider! im Gericht
Für Geld nicht die Justiz gelenkt,
Und Wais' und Witwen so gekränkt —
Doch Fehler hat ja jedermann,
Wie dies kein Mensch nicht leugnen kann —
Wo ist der Mann in dieser Welt,
Der allen Leuten wohlgefällt?

Das Opiat.

Herr B.

Herr Doctor! Ach! Ihr Opium
Hilft nicht; Die Nächte gehn herum,
Und kömmt kein Schlaf in meine Augen.

Der Arzt.

Das wäre! Ey! Da muß das Opium nichts taugen –
Doch itzt besinn' ich mich:
Entschlössen Sie wohl gütig Sich
Ein Stück aus der *** lesen zu hören?
Sie sollen bald des Schlafs Sich nicht erwehren
Können. Dies Journal
Thut schnelle Würkung überall,
Wo ich's verordne; probatum est.

Herr B.

Die Cur ist hart — Doch, Kinder! lest,
Lest immer zu! — Es sey darum (sie lesen)
Mein Gott! Das Ding ist gar zu dumm!
Doch, leset, lest! (er jähnt) Es würkt; ma foi!
Ich schlafe halb schon — Ah — Pah! —
(er jähnt)
Die — Augen — werden — klein — und — eng —
Bon soir, ma chère, dormés bien!

An meinen Freund R***

Ein sich'rer brüderlicher Freund,
Von Mistraun nie bethört,
Der's immer treu und redlich meint,
Ist mehr als Kronen werth.

Und solchen Freund im Glück und Schmerz
Gab mir der Vorsicht Hand,
Die mein und meines R** Herz
Durch Sympathie verband.

Dir sey dann auch dies Lied geweyht,
Zum Opfer Dir gebracht,
Dir, den Entfernung, Glück und Zeit
Nie kalt für mich gemacht.

Und wenn dies Liedgen Dir gefällt;
So bin ich froh genug —
Was kümmert mich die ganze Welt,
Voll Tücke, Lug' und Trug!

Ich bin kein großer Dichterling,
Doch mein' ich's herzlich gut,
Und wagte für ein edles Ding
Wohl Ehre, Geld und Blut;

Hab' Fehler, wie wohl Andre mehr,
Viel Willen, wenig Kraft,
Bin warm für Tugend, ehre sehr
Vernunft und Wissenschaft;

Leb' übrigens für mich, und will
Von niemand nichts erflehn,
Will unbemerkt, vergnügt und still
Mein grades Pfädlein gehn.

Was schert's mich, ob man mich verkennt!
Bin ich drum wen'ger werth?
Ob man mich oft, ob selten nennt,
Mich tadelt oder ehrt?

Wenn auch wohl Mancher von mir sagt:
Ich sey kein fester Mann,
Weil leicht mein weiches Herz verzagt,
Zu leicht sich ängst'gen kann;

Weil dieses unbefangne Herz
Oft bösen Menschen glaubt;
Weil fremdes Leiden, fremder Schmerz
Mir Schlaf und Ruhe raubt;

Weil, nach Erfahrung mancher Art,
Zum Duldungsgeist gelenkt,
Mein Urtheil nicht so feindlich hart
Den schwächern Bruder kränkt;

Weil ich, nach Spatzens Leidenschaft
Nicht schelte, wenn er schilt;
Weil nicht sein Ton von Kennerschaft
Bey mir für Wahrheit gilt.

Ich will's ihm herzlich gern verzeyhn,
Dem armen kranken Mann;
Er ist (es kann nicht anders seyn)
Am übelsten daran.

Ein leerer Kopf und schwarzes Herz
An einem Stück — Das bleibt
Zum Ernst zu wenig und zum Scherz
Zu viel, wie man's auch treibt.

Drum ist's doch gar ein großes Glück
Um Sanftmuth, Lieb und Treu;
Man fürchtet dann kein bös Geschick,
Verfolgung nicht, nicht Reu,

Hat Wonn' im Herzen, muntern Sinn
Und im Gewissen Ruh;
Dann fließt durch's ganze Leben hin
Uns neues Labsal zu.

Man wandelt, friedlich mit der Welt,
Durch Freuden ohne Zahl,
Und wenn's nicht jedermann gefällt;
So denkt: Giebt's überall

Mehr Narren, Schelm' und Pinsel nicht
Als Leute beſſ'rer Art?
Es geht zu Waſſer, bis es bricht,
Das kleine Krüglein zart.

Drum laß, mein Lieber! vor wie nach
Uns unſern Fußpfad gehn —
Mag doch zur Seite Nacht und Tag
Das Heer der Thoren ſtehn!

Da gaffen ſie, und wetzen gar
Den Zahn; doch lachen wir —
Ihr krümmt mir wahrlich nicht Ein Haar,
Ihr armen Männlein, Ihr!

Und macht dann Einer unnütz ſich;
So ſprich: „Mosjö! Mosjö!
„Das Ding geht ſchief; Ich warne Dich,
„Ich warne Dich — Adjö!“

Und nun, mein Beſter! ſag' auch ich
Adjö! denn mein Gedicht
Iſt fertig. Urtheil gütiglich!
Denn beſſer kann ich's nicht.

Das Lustspiel.

Herr A.

Wie hat mein letztes Lustspiel Dir gefallen?

Herr B.

Was für ein Lustspiel?

Herr A.

Lieber Gott!

Das letzte, kräftigste von allen,
Die ich geschrieben — Ey! besinne Dich!

Herr B.

Ach ja! Nun eben erst erinn'r' ich mich —
War das ein Lustspiel? — Lieber Gott!
Ich meint' es wär' ein Trauerspiel gewesen —
Da hätt' ich's wahrlich lust'ger sollen lesen.

Der Luftball.

Herr A.

Das Stroh thut's nicht — Noch mehr Papier genommen,
Und angesteckt! — Er steigt sonst wahrlich nie —

Herr B.

Wo soll ich denn so viel Papier bekommen?

Herr A.

Nim doch die Schriften der Academie!

Herr B.

Nein, Freund! die brennen gleich so sehr zusammen,
Und würden ihn mit Rauch und bösem Wind
Nur füllen, da von Feuer, Geist und Flammen
Sie gar zu leer und gar zu mager sind.

Das Testament.

Wie wenig ich im Tode hasse,
Beweist dies kurze Testament.
Wenngleich kein Geld ich hinterlasse,
Bey meinem letzten sel'gen End';
Will ich der Leute doch gedenken,
Die so viel Böses mir gethan,
Und ihnen alles, alles schenken,
Was ich mit Recht vermachen kann.
O! süßes Glück, das ich heut habe,
Den ärgsten Feinden wohlzuthun!
Man kann so still im kühlen Grabe
Nach solchen edlen Thaten ruhn.
Drum hört wozu, aus reinem Triebe,
Mich mein Gewissen heute treibt,
So, daß, im Tode noch voll Liebe,
Mein Nahme hier in Ehren bleibt.

Auf tausend sündliche Versehen
Hat Pius Ablaß mir ertheilt;
Da nun, um solche zu begehen,
Der Tod zu schnell mich übereilt;
Erlaub' ich, daß nach meinem Ende
Veit Spitzbach für mich sünd'gen kann,
Mein schlimmer Nachbar, dessen Hände
So manchen Schaden mir gethan.

Mein Weib, die nie Verstellung liebte,
Die, wenn sie Lust zum Zank empfand,
Sich, ohne Rückhalt, an mir übte,
Das gute Weib mag ihre Hand,
So bald ich kalt bin, Kunzen geben,
Dem bösen Wirth im weissen Stern!
Sie werden, hoff' ich, glücklich leben,
Denn gleich und gleich gesellt sich gern.

Im siebenjähr'gen Kriege hätten
Vom englischen Commissariat
Mir, für verlohrne alte Betten,
Die mir der Feind genommen hat,
Noch hundert Thaler werden sollen;
Nur weiß ich nicht von wem und wie
Man diese fordert — Casserollen,
Dem dicken Koch, vermach' ich sie;
Ihm, der so oft aus meinem Stalle
Die jungen Hühner mir entwandt,
Und meine Tauben in der Falle
Zu fangen gar zu gut verstand.

In Wetzlar hab' ich nun seit zwanzig
Bis dreyssig Jahren schon Proceß
Mit einem Manne der in Danzig
Jetzt lebt, und ehemals Receß
Hier in der herrschaftlichen Casse
Verblieben. Eine Forderung
Von mir an diesen hinterlasse
Ich meinem Feinde Madelung.

Er mag den alten Rechtsstreit führen!
Und sollt' es nicht nach Wunsche gehn;
Wird er die Kosten zwar verliehren,
Doch meinen guten Willen sehn.

So hab' ich dann im Grabe Frieden —
Adjö Du falsche, böse Welt!
Was sonst geschehen mag hienieden
Sey Dir, o Himmel! heimgestellt!

Die Bitte.

Mein Freund! Hier schick' ich Dir ein Werk
Von mir, zur Einsicht; Aber merk:
Es ist gar schön, und handelt nur
Vom wahren Geist und der Natur
Der edlen deutschen Muttersprache;
Allein ich bin kein Orthographe,
Auch nicht sehr stark im deutschen Styl;
Drum hör, warum ich bitten will:
Sieh doch einmal, ob hie und da
Nicht gegen die Grammatica
Darinn peccirt — Zwar hat dies Buch,
Zum Lobe und zur Ehre g'nug,
Der deutschen Gesellschaft Preis davon getragen;
Doch, offenherzig unter uns zu sagen,
Die Herren nehmen es nicht so genau.
Du aber bist's, mein Freund! auf den ich bau'.
Schreibst Du auch mal ein kleines Werk so über
Etwas, wovon Du nichts verstehst, mein Lieber!
So schick mir's gütigst — Jederzeit
Bin ich zum Gegendienst bereit.

Neues Quodlibet, nach dem A, B, C, in hochdeutscher Mundart gefertigt, und dem Herrn A *** gewidmet.

A.

Mein lieber A**! Adam hat
Bey seinem Aepfelfraß sich satt
Gegessen wohl vielleicht,
Uns Armen aber, ach! gereicht

B.

Des Bärenheuters Aepfelbiß
Zum Präjudiz. In Finsterniß
Beelz'bub uns gestürzet hat —
Bamberg ist eine schöne Stadt;

C.

Viel Carmeliter man dort find't;
Auch Carpen da zu haben sind —
Dies Carmen scheint wohl sehr confus;
Wohl wahr! ich's selbst gestehen muß.

D.

Doch dünkt mich Dichter nehmen's mehr
Nicht so genau. Man liebt nicht sehr
Der alten Barden Kraftgesang;
Der Dudelsack giebt auch 'n Klank. —

E.

Die Ehrlichkeit ist allgemein,
Die Ehe keusch, die Liebe rein —
Kein Esel auf zwey Beinen steht;
S'ist gar curios, wie das so geht!

F.

Die Fürsten gut sind allzumal,
Treu, mäßig, klug, in großer Zahl,
In Frankreichs Sprache hochstudiert,
Zu Lieb' und Frieden angeführt.

G.

Dreht nur die ganze Welt sich um,
Wird Görge weis' und Fritze dumm;
Dann wird auch Satanas galant,
Und G* in Hamburg tolerant. —

H.

Zum Hahnrey wird in dieser Welt
Nur selten jemand aufgestellt —
Hanswurst war doch kein übler Kerl;
Er fand im Kothe manche Perl —

I.

Die Jagd ist fürstlichs Gaudium,
Und wer sie liebt, fürwahr nicht dumm —
Isac wollt' schlachten seinen Sohn;
Er hielt ihn bey der Gurgel schon —

K.

Der Kukuk von sich selbst gern spricht —
Alcest ist ein gar schön Gedicht;
Die beste deutsche Opera,
Trotz aller bösen Critica —

L.

Graf Lampergs Weltmannsmemorial [1]
Fand Lob und Beyfall überall;
Wer sagt, daß es voll Lügen wär,
Der irrt sich wahrlich gar zu sehr —

M.

Die Musen sind den Vetteln gleich,
An Hurerey und Unzucht reich,
Und ihr Bordel ist Nacht und Tag
Ein jeder Musenalmanach —

N.

Die Nonn' im Kloster muß thun Buß;
Viel lieber wär' ihr wohl ein Kuß —
Der Narren giebt es überall;
Wer sonst nichts kann schreibt ein Journal —

[1] Memorial d'un mondain.

O.

O Gott! behüt' mich gnädiglich
Vor Otterbiß, Pest, Noth und Krieg,
Vor Ohrenzwang und siechem Leib,
Und auch vor ein gelehrtes Weib —

P.

Am Palmensonntag, ja! gewiß
Mir manche Thorheit hier aufstieß; [2]
Sanct Petrus einen Chorrock trug —
Pomona ist ein herrlichs Buch —

Q.

In Quedlinburg lebt eine Frau,
Die wenig liest; doch ist sie grau
Geworden, ohne diesen Quark —
Im Quodlibet bin ich gar stark —

R.

Wer seine Pflicht thut spät und früh,
(Das Reimen macht mir nur viel Müh)
Ist mehr werth als wer Bücher schreibt,
Aus Ruhmsucht nur, und Unsinn treibt —

[2] Tag, an welchem in katholischen Ländern Processionen gehalten werden.

S.

Soldaten machen oft ihr Glück
Bey Damen, ohne viel Geschick —
Susanna war so tugendreich,
Weil zu ihr kamen zwey zugleich —

T.

Der alte böse Tartarchan
Ist gar ein grausamer Tyrann;
Hätt' manches Männlein so viel Macht;
Wär' ich längst in den Thurm gebracht,

U.

Damit ich schwiege vor der Hand
Zum Unrecht, Trug und Unverstand —
In Ungarn wächst sehr guter Wein;
Doch mögt' ich nicht in Ungarn seyn —

V.

Ein Thor schimpft auf sein Vaterland —
An seinen Federn wird erkannt
Das Vögelein — Victoria!
Bald ist das letzte Verslein da —

W.

In Wien, in Worms, in Witgenstein,
Am Wolgastrom, so wie am Rhein,
Geht's her bald gut, bald schlecht und bunt,
Et bona mixta malis sunt —

X.

Herr Xenophon war General;
Er führt die Griechen allzumal
Durch Artaxerxes Heer hindurch —
Kennst du den Graf von ** burg? —

Y.

Vom Ysop bis zur Ceder war
Herr Salomon erfahren gar —
Zu Yverdon, da drucken sie
Die schöne Encyclopädie —

Z.

Ein Zeitungsschreiber ist ein Mann,
Der allerley erzählen kann,
Fürs Geld zu loben stets bereit —
Mein Lied zu schliessen ist's nun Zeit —

Ein Gespensterhistörchen.

Ich kam in's Wirthshaus, spät bey Nacht;
Man wies mich in ein Zimmer;
Zwey Betten standen da gemacht —
Ach! ich vergess' es nimmer —

Mir kam es gleich verdächtig vor,
Und alles schien so traurig;
Oft war's, als lispelt sich's in's Ohr —
Mir ward ganz bang und schaurich —

Die Magd setzt mir ein Licht dahin:
„Beliebt dem Herrn zu speisen?"
„Ach nein, mein gutes Kind! ich bin
„Ermüdet noch vom Reisen,

„Und alles ist, was ich begehr,
„Im Schlaf mich zu erholen;
„Drum gute Nacht! und sonst nichts mehr,
„Und damit Gott befohlen!"

Sie geht; Ich weiß nicht, wie mir wird;
Es fängt an mich zu frieren;
Umher, wohin mein Blick nur irrt,
An Fenstern, Wänden, Thüren,

Dünkt mich, als wenn was kriechen thät,
Als wenn sich's thät bewegen;
Doch leg' ich herzhaft mich in's Bett',
Und sprech' den Abendsegen.

Der Mond, von Wolken halb bedeckt,
Schien schwach nur durch das Fenster —
Ich werde sonst nicht leicht erschreckt,
Und glaubte nie Gespenster;

Doch was mir damals wiederfuhr —
Kann's noch nicht recht verstehen —
Das hab' ich leider! glaubt mir's nur!
Mit Augen klar gesehen.

Erst war's, wie wenn vor Angst und Pein
Ich gar nicht ruhen sollte;
Kaum schlummerte ich endlich ein,
Als plötzlich etwas rollte

Mit dumpfem Lerm, fast wie ein Faß,
Durch's Zimmer hin und wieder;
Da fuhr ich auf, von Angstschweiß naß;
Mir zitterten die Glieder.

Und kaum schlug ich ein Aug' empor —
Ach Gott! was wird das geben?
Da stieg's aus jenem Bett' hervor
Schwarz, rauh, voll Feu'r und Leben,

Schrie, funkelte, handthierte, sprang —
Ich meint' ich müßt' vergehen —
Blies, wimmerte — Mein Lebelang
Hab' ich so nichts gesehen —

Und endlich kam es auch auf mich,
Fieng gräßlich an zu kratzen;
Bald rupft' es mich, bald wälzt' es sich
Auf Kissen und Madrazzen.

Nun schrie ich denn aus vollem Maul:
„O weh! mir armen Christen!
„Ihr Heil'gen Alle, Peter! Paul!
„Verjagt den Antichristen!

„Der Teufel liefert meinen Leib
„Allhier in Ketzersklauen;
„O! helft mir, Kinder, Mann und Weib!
„Ich sterbe fast vor Grauen."

Da stürzte nun der Wirth herein:
„Potz Velten! welch' ein Schwärmen!
„Was giebt's Musjö! Was soll das seyn?
„Was machen Sie für Lermen?"

„Was Musjö hier, was Musjö dort?
„Beym Michel und Sanct Jürgen!
„Schafft mir die bösen Geister fort!
„Der Satan will mich würgen."

Man holt ein Licht, forscht überall,
Bald höher und bald tiefer
Im Zimmer — Ach! und denkt einmal!
Man fand das Ungeziefer.

Da saß es nun gar wunderbar —
War also keine Fratze,
Was ich gefühlt; denn hört: es war —
Die große schwarze Katze.

An ein Veilchen.

O liebes süßes Veilchen!
Ach! blühe noch ein Weilchen,
Bis mein Gedichtgen fertig ist!
Da sitz ich nun, beginne,
Und reime, denke, sinne,
Zu sagen, wie so schön Du bist.

Hat doch so mancher Pinsel
Poetisches Gewinsel,
O Veilchen! Dir zum Preis gebracht:
Wird's doch auch mir gelingen,
Dir etwas darzubringen,
Das Dir und mir nicht Schande macht.

Doch, kurz sind unsre Freuden,
Und mannigfalt'ges Leiden
Folgt jeder Wonne nur zu schnell —
Da kömmt ein dicker Lümmel
Auf seinem schweren Schimmel,
Und trabt Dir grausam auf das Fell.

Da liegst Du nun, o Veilchen!
Zertreten; Vor ein Weilchen
Noch ein gar schönes, buntes Ding!
O wehe dem Poeten,
Deß Heil, in Hungersnöthen,
An Deinem kurzen Daseyn hieng!

An den Philosophen D***.

Schweig doch endlich einmal, Du philosophischer Schwätzer!
Deine Systeme sind Thorheit und Wind.
Sich des Lebens zu freu'n, das nenn' ich herrliche Weisheit;
Das ist des Mannes von Grundsätzen werth;

Sich des Lebens zu freu'n, und mit Geschmack zu geniessen,
Was uns die Hand des Schöpfers beschehrt,
Mäßig, weise und fröhlich, geduldig bey Leiden und Schmerzen,
Fern von Tiefsinn, Launen und Gram;

Antheil nehmen am Scherz, am Spiel der munteren Jugend —
Männlein! das ist Philosophie!
Nicht die Miene voll Ernst, nicht die gerunzelte Stirne;
Nicht die trockene Metaphysic —

Dunkle, trübe Gewebe, Vermuthung, heilloser Wortkram;
Meinst Du, das sey der Weisheit Essenz?
Ist wohl dies ganze Gewäsche, der hypochondrische Plunder,
Eines Augenblicks Nachdenken werth?

O! der elenden Kunst, die ihren armen Besitzer
Glücklicher nicht, nicht ruhiger macht!
Schweig von künftigen Welten! Lern in der jetzigen leben!
Schleich nicht umher mit finsterem Blick!

Siehst Du nicht, wie Deine Miene nur Langeweile und Mitleid
Jedem denkenden Manne erweckt?
Laufe durch Thäler und Wälder, gebrauche Purganzen, Clystiere,
Bey Deinem Anfall von Metaphysic!

Glaube mir, Krankheit allein, nicht Schwung des erhabenen Geistes,
Zeugt Dein schwankendes, schiefes System.
Schicke nicht ferner zu mir; schick zu dem Doctor und Wundarzt,
Wenn Paroxismus von Weisheit Dich plagt!



II

Briefe

über

Erziehung



Vierter Brief.

Sie klagen, mein Lieber! daß es Ihnen nicht gelingen will, in Ihrem jüngsten Sohne irgend einen guten Funken zu erwecken. „Liebe, Güte, „Ehrgeiz, Nacheiferung, Strafe, Schläge; Nichts“ sagen Sie „würkt bey dem Knaben! Er bleibt „träge, unaufmerksam, leichtsinnig und faul.“ — Ich bedaure Sie, mein Freund! Allein ich komme desfalls doch nicht von meinem Satze zurück, daß man aus dem Menschen alles machen kann, wenn man es nur recht angreift, und anzugreifen versteht. Nun glaube ich wohl, daß Sie es anzugreifen verstehen, obgleich man freylich da nie auslernt, aber ob Sie es darum bis itzt recht angegriffen haben, recht angreifen konnten, das ist eine andre Frage. Sie haben Berufsgeschäfte, können nicht jede Stunde des Tages Ihren Kindern widmen; und doch muß, wer Kinder erziehen will, darauf Verzicht thun, irgend etwas Anderes nebenher zu treiben. Ja! wenn Sie gewiß wären, daß Ihre Frau, Ihr Gesinde, und kurz! alles, was um Sie her lebt, genau Ihren Plan kennte, verfolgte, mit eben so viel Pünktlichkeit, Beharrlichkeit, Beobachtungsgeist und gleicher Laune; Aber so wird, in dem Augenblicke, da Sie den

Rücken wenden, etwas hineingewürkt, und Sie können (so wenig wie ein Arzt, dessen Kranker, in seiner Abwesenheit, von der strengen Diät abweicht) nie gewiß seyn, ob Ihre Arzeney die einzig rechte würksame war, oder nicht. Dies tritt besonders bey solchen Kindern ein, die von Natur weniger fein organisirt, oder in den ersten Jahren vernachlässigt worden sind; denn bey Einigen von feinerer Composition oder früherer Entwicklung wird die Arbeit freylich ein leichtes ergötzendes Geschäfte. Dabey aber bleibe ich, daß nicht Ein Kind auf die Welt kömmt, aus dem nicht, wenn man nur das rechte Mittel trifft, endlich ein nützlicher, guter Mensch zu ziehen wäre, obgleich nicht aus jedem ein feiner Kopf, ein Gelehrter, ein großes Genie. Nur muß man sich die Mühe nicht verdriessen lassen, sondern mit der Methode so lange abwechseln, bis man die rechte trifft.

Uebrigens wissen Sie auch, mein Freund! daß nicht bey jedem Kinde sich Talente und Anlage gleich früh entwickeln.

Ihr jüngster Sohn scheint sehr viel Körper zu haben; Vielleicht treffen Sie den rechten Weg, wenn Sie Ihre Frau abhalten, diesen grossen Klumpen Materie täglich durch fünf Malzeiten noch immer schwerer, zur größten Last des gedrückten Geistes, zu machen. Das glaube ich nun wohl, daß der Knabe nie eine große, glänzende

Rolle in der Welt spielen wird — Wird er aber deswegen weniger glücklich seyn? Gewiß das Gegentheil! Ueberhaupt versehen wir es in der Erziehung mehrentheils darinn, daß wir uns ein Ideal festsetzen, und nach diesem die Natur zwingen wollen, sich formen zu lassen. Wenn dann der Schöpfer ein Anderes beschlossen hat mit seinem Geschöpfe; so nehmen wir es übel, daß das würkliche Kind nicht aussehen will, wie das Kind unsrer Fantasie. Und doch wäre das wahrlich eine armselige Welt, in welcher jeder Sterbliche neue Menschen schaffen könnte, nach seinem Ebenbilde.

Für Eines muß ich Sie warnen, und das ist, für unvorsichtige Anwendung körperlicher Strafen. Es giebt freylich also organisirte Geschöpfe, bey denen man ganz ohne Schläge nichts ausrichten zu können scheint; doch kann dies nur in einem gewissen Alter und mit äusserster Vorsicht gelten. Wie jede starke Arzeney zuletzt ihre Kraft verliehrt, wenn man sie zu oft gebraucht; so geht es auch mit diesen gewaltsamen Mitteln. Man muß bey der Erziehung so fein die Abstufungen der Strafen und Belohnungen, oder vielmehr der guten und bösen durch uns gelenkten Folgen der Handlungen der Kinder abmessen, so fein, wie eine Cokette die Gunstbezeugungen für den Jüngling, den sie auf immer fesseln will, und wie der Schwelger, bey Einrichtung eines Gastmals, die Ordnung der reizenden und sättigenden Speisen. Dazu kömmt,

daß es erstaunlich schwer ist, zu schlagen, ohne aufgebracht und zornig zu werden, und dann ist alles verlohren. Es liegt in der menschlichen Natur, Kraft gegen Kraft, oder wo das nicht geht, wenigstens Leidenschaft gegen Leidenschaft anzuspannen, und daher erweckt Zorn des Strafenden gar leicht Rachsucht oder Haß des Gestraften. Kinder, die man oft schlägt, werden gewöhnlich tückisch. Traurig aber, daß es so unerhört schwer ist, ein anderes gelinderes Mittel zu finden, bey Kindern, die man nicht von ihren ersten Jahren an unter Aufsicht gehabt hat, bey denen schon manche Stufe übersprungen, manche Arzeney kraftlos geworden.

Ihr Sohn, sagen Sie, beweiset auch so wenig Eifer und Achtsamkeit beym Lernen. Auch hier, mein Bester! muß ich Ihnen offenherzig gestehen' glaube ich, daß Ihre übrigen Geschäfte Sie abhalten, den rechten Zeitpunct, die rechte Methode und die beste Folgenreyhe der zu lernenden Kenntnisse zu wählen. Nur ein kleines Beyspiel! Mein Sohn will und kann das Ein mal eins nicht in den Kopf kriegen; Aber er kegelt gern. Wie, wenn er nun zweymal hintereinander 4 würfe, und ein anderer Knabe, welcher mit ihm spielte, wollte behaupten, mehr geworfen zu haben, obgleich er nur zweymal 3 getroffen hätte; so würde mein Sohn ihm begreiflich machen müssen, daß 2 mal 3 nur 6, hingegen 2 mal 4 volle 8 machte. Wir

würden ihm das aber nicht auf sein Wort glauben, und man würde das Ein mal eins aufschlagen müssen, um den Streit zu entscheiden. Er würde nun sehen, daß ihm das Ding nützlich zu wissen wäre, und von selbst darauf fallen, besonders, wenn ich ihm etwa sagte, daß ich den Zank beym Kegelspiel nicht leiden könnte, und daß nur Leute, die das Ein mal eins können, ohne Zank spielen, und überhaupt spielen dürften. Dergleichen Fälle wird man hundert finden, wenn man aufmerksam ist, und ist es Ihnen in einem Fache gelungen, dem Kinde Geschmack am Lernen und Zufriedenheit mit den erlangten Kenntnissen beyzubringen; dann sey Ihnen für das Uebrige nicht bange! Nur ketten Sie den Unterricht gehörig an einander!

Eine der größten Sorgen aber müsse seyn, den Kindern beständige Thätigkeit zu einem Bedürfnisse, und Langeweile zu einer unerträglichen Last zu machen. Es ist nicht nöthig, daß sie immer arbeiten, sie müssen auch spielen, aber nie, nie, keinen Augenblick des Tages gar nichts thun.

Ich habe, als ich neulich bey Ihnen war, bemerkt, daß Ihre älteste Tochter die Andern gern neckt, krettet, ihnen aus Scherz widerspricht, etwas wegnimt, um sie einen Augenblick zu beunruhigen, oder die Thür zuhält, um sie einzusperren, u. d. gl. m. So etwas leide ich nie. Es

legt den Saamen zu einem schadenfrohen, unempfindlichen, zweydeutigen Character. Ich leide auch nicht, daß man den Kindern dergleichen thue.

Wer sich je damit abgegeben hat, Andre zu unterrichten, der wird gewahr geworden seyn, wie viel man selbst beym Lehren lernt, was man vorher übersah, oder nicht so bestimmt wußte. Ferner pflegen die Kinder selten zu fühlen, welche Arbeit es ist, Unterweisung zu geben; Sie empfinden es nicht so lebhaft, daß es an ihnen liegt, wenn es nicht geht, sondern denken oft, der Lehrer fordere zu viel, wenn er klagt, daß sie nicht fortrücken. Diese beyden Betrachtungen haben mich bewogen, meinen ältern Kindern zuweilen den Unterricht der Jüngern, unter meiner Aufsicht anzuvertrauen, und ich habe herrlichen Nutzen davon gespürt.

Sie fordern von mir einen Plan, wie Sie die Lectur für Ihre Tochter stufenweise wählen, was für Bücher Sie dieselbe zuerst, und welche nachher lesen lassen sollen. Mein Freund! ich gestehe Ihnen, daß ich hier Ihre Erwartung nicht erfüllen kann. Daß man einem Kinde, das Gellerts Fabeln noch nicht versteht, den Messias nicht zu lesen geben soll, wissen Sie so gut als ich. Ihnen aber ein vollständiges Verzeichniß solcher Bücher aufzuschreiben, deren eines jedesmal die in dem

Vorigen gesammleten Ideen und Kenntnisse entwickelt, erläutert, berichtigt — Wie kann ich das? Haben wir vollständige Kinderbibliotheken, für jedes Alter? Ja! wir haben etwas von der Art; aber ganz ist es nicht, wie es seyn sollte. Und dann lassen sich ja auch ohnmöglich alle Kinder auf einerley Art behandeln. Manches hat aus dem Umgange Ideen gesamlet, die dem Andern ganz fremd sind. Verschiedenheit des Hangs, der Verstandeskräfte, der Aufmerksamkeit — Mit Einem Worte! unzählige Rücksichten machen hier allgemeine Systeme ohnmöglich. Ach! das Künsteln thut ohnehin nicht gut. Gewöhnen Sie nur das Kind, Sie um alles zu fragen, was es nicht versteht, Ihnen zu erzählen, was es gelesen hat, und nicht blos Worte, sondern Sachen zu lernen — Aber das ist schwerer als man glaubt; Haben doch die mehrsten erwachsenen Menschen nur Wortbegriffe!

Da wir uns nächstens sehen werden, mein Bester! so wollen wir über diese Gegenstände schon einmal weitläuftiger reden.

Fünfter Brief.

Ich habe die sehr interessante Bekanntschaft des Herrn von L**, der als Prinzenhofmeister nach M*** geht, gestern gemacht. Er scheint mir ein sehr verständiger, wackrer Mann zu seyn. Sein ofnes, freundliches und feines Gesicht, sein edler, sanfter Anstand, der Ton seiner Stimme, sein ganzes Aeusserliches schon muß den Kindern Zutrauen und Liebe zu ihm einflößen; und so kurze Zeit ich auch nur das Glück seines Umgangs genossen habe; so leuchtet mir doch aus jedem seiner Gespräche Geist, Kenntnisse, Geschmack und Studium hervor. Auch ist er grade noch in dem Alter, und von einer Gemüthsart, wie ich immer wünsche, daß Erzieher seyn mögten. Ein alter, oder kränklicher, oder allerley Launen unterworfener Mann, mag sich noch so sehr stimmen wollen nach dem Ton der Kinder; er wird doch oft in einem Augenblicke mehr verderben, als er in langer Zeit gut machen kann. Zwar haben hingegen junge Männer selten Geduld genug. Der Herr von L** aber scheint alles zu vereinigen, und darum glaube ich, daß die Prinzen gewiß glücklich seyn werden, die man seiner Leitung anvertrauet.

Wir haben ein Langes und Breites über Erziehung, und vorzüglich über Prinzenerziehung geredet.

Ich höre ungern, daß man so oft zu sagen pflegt: „Es sey eine undankbare Arbeit, Fürstenkinder zu „bilden; selten sey man so glücklich, Ehre einzu„legen, und die Hofmeister würden für ihre über„große Mühe nicht genug belohnt.“ — Belohnt? Als wenn Handlungen, die unmittelbar das Beste der Menschheit befördern, sich bezahlen liessen! als wenn es nicht schimpflich wäre, dabey nur einmal an Lohn zu denken! Alle Schätze der Erde sind nicht hinreichend zum Lohn des Mannes, der Menschen glücklich macht, sie zur Weisheit und Tugend bildet. Aber ich denke, dies Geschäft belohnt sich ja selbst, wie jede edle Verwendung zum Wohl der Welt.

Die zweyte Klage aber, daß man selten Ehre dabey einlege, oder daß die Erziehung der Fürstenkinder selten gerathe, ist, wie mich dünkt, eben so ungerecht. Es giebt doch wahrlich manche gute Prinzen in dieser Welt, und es würde ihrer noch mehr geben, wenn weniger Politik, Vorurtheil und Rücksichten, als vernünftige Ueberlegungen bey der Wahl ihrer Hofmeister und Unterweiser zu Rathe gezogen würden.

Wenn man sieht, welchen elenden Menschen zuweilen die Bildung derer anvertrauet wird, denen einst das Ruder der Staaten in die Hände gegeben werden soll; so wundert man sich gar nicht mehr über manche nachher folgende Sultansstreiche.

An dem einen Hofe hat der Justizminister den Auftrag sich nach einem Prinzenhofmeister umzuhören, an dem andern der Oberstallmeister, an dem dritten die Kammerfrau, an dem vierten ein General, an dem fünften ein Professor, und an dem sechsten wohl gar ein Beichtvater, je nachdem der Ton der Andächteley, des Militairs oder irgend sonst ein Ton dort herrscht; und da schiebt dann ein solcher Mäcen eine seiner Creaturen, oder irgend einen armen Vetter, dem es sonst nirgends hat glücken wollen, in diesen Posten. Oder trifft man ein Subject an, das alle Eigenschaften zu einem Prinzenhofmeister hat, und es ist unglücklicherweise nicht von Adel — ja! da ist es wieder nichts; Oder der Mann muß durchaus lutherisch oder calvinisch, oder Gott weiß von welcher Secte seyn; Oder man will platterdings keinen andern als einen Schweizer haben.

Endlich, wenn denn nun auch alle Erfordernisse in der Person eines Mannes zusammentreffen; so wird ihm mehrentheils nicht freye Hand gelassen. Er muß nach einem ihm vorgeschriebenen Plane seine Zöglinge erziehen, darf weder ihre physische Behandlung, noch ihre Diät, noch ihren Umgang, noch die Eintheilung ihrer Stunden, noch ihre Bedienung, noch ihren Anzug, noch die Reyhe ihrer Stunden nach seinem Kopfe einrichten; sondern alles geht seinen Hofschlendrian. Viele Stunden des Tages werden im Vorzimmer, unter sinn-

losen Gesprächen verschleudert, oder wenn der Bube zehn Jahr alt ist, wird er zum Obristen, zum General gemacht, ihm auch wohl ein Ordensband umgehängt, womit zu einer andern Zeit die Verdienste des Greises gekrönt werden, und worauf selbst der Hofmeister noch in zwanzig Jahren nicht Anspruch machen kann. Wer nun, trotz aller dieser und unzähliger andrer Schwierigkeiten, dennoch etwas Vernünftiges aus einem Prinzen macht, der hat wahrlich großes Verdienst, ja! wer nur das größere Uebel verhindert, und, besser als ein Anderer thun würde, gegen alle diese Hindernisse des Guten kämpft, der treibt gewiß keine undankbare Arbeit.

Dies läßt sich denn auch würklich thun, und ein Mann, der über Erziehung nachgedacht hat, wird, selbst aus solchen Anstalten, wodurch andre Prinzen verderbt werden, Mittel zu der Bildung seiner Zöglinge zu schöpfen wissen. Wenn Schmeichelei von einer Seite uns blind gegen unsre Fehler macht; so ist sie von einer andern doch in der That ein mächtiger Sporn zur Vervollkommung. Wenn wir sehen, daß auch das geringste Gute, das wir thun, nicht unbemerkt noch ungelobt bleibt; so können wir wohl angereizt werden, durch noch bessere Handlungen noch größeres Lob zu verdienen, und ein Prinzenhofmeister hat Gelegenheit die unverdiente Schmeicheley der Hofschranzen als Zuruf an das Gewissen des Prinzen zu

nützen. Je gröber und übertriebener dann diese Schmeicheley ist, um desto beissender wird sie dem Knaben seyn, der sichs gar nicht verhelen kann, wie viel ihm fehlt, um dieses Lobes werth zu seyn, wenn man ihn nemlich gewöhnt hat, sich selbst zu respectiren. Die Zerstreuungen des Hoflebens kann man ihm so zum Ekel machen, und die den Studien und stillen Freuden gewidmeten Stunden mit so viel Süßigkeit vermischen, daß er sich sehnen muß nach seinem Zimmer, nach seinen Büchern, nach socratischen Gesprächen und einsamen Spaziergängen mit seinem Führer; und so wird es einem verständigen Manne nicht schwer werden, selbst aus den giftigsten Dingen kräftige Arzeneyen für die Seele zu ziehen.

So wie überhaupt keine Tugend mehr die Menschheit würdigt, als wahre Gerechtigkeit; so glaube ich, daß vorzüglich bey Erziehung der Prinzen das ganze Augenmerk des Führers dahin gerichtet seyn solle, sie zu überzeugen, daß der Mensch, welcher immer gerecht gegen sich und Andre handelt, die höchste Stufe irdischer Vollkommenheit erlangt hat.

Die Gerechtigkeit, im ganzen Umfange des Worts genommen, begreift alle Tugenden in sich. Da sie genau alles abwägt, was gefordert und geleistet werden kann, mit Rücksicht auf Umstände und Hindernisse; da sie nie vergißt, was sie sich

und Andern schuldig ist; so wird sie aus festem Grundsatze thun, was die sogenannte Liebe und Güte nur aus Temperament und Leidenschaft vornimt.

Ein Fürst, der immer, bey allen seinen Schritten, gerecht handelt, alles nach grader Vernunft und Ueberlegung thut, sich nie weder von guten noch bösen Aufwallungen hinreissen läßt, etwas zu unternehmen, wovon er sich nicht Rechenschaft geben kann, der ist gewiß das höchste Ideal eines guten Regenten, und sollten auch keine Annecdoten von seiner Großmuth und Freygebigkeit je in die Zeitungen kommen.

Wenn ich daher einen Prinzen zu erziehen hätte; so würde ich bey ihm alle Würkungen solcher Dinge zu entkräften suchen, die Leidenschaft reizen und in Bewegung setzen. Auch sollte er mir nicht glänzen, nicht scheinen, nicht schimmern — Würde, Gradheit, Klarheit — nicht Geniewesen; Geschicklichkeit, wahre Kenntnisse, — nicht sogenannte Liebhaberey; richtige Begriffe von der Glückseligkeit treuer ehelicher Bündnisse — nicht romanhaftes Gefühl für die Wonne der Liebe; Freude an dem Umgange und an der Verbindung mit verständigen und tugendhaften Menschen — nicht Sehnen des weichen Herzens nach sympathetischen Busenfreunden; Heilighaltung der bürgerlichen Verfassung und des Staats, dem er seine

Existenz zu verdanken, und dem er Rechenschaft zu geben hat — nicht väterliche Barmherzigkeitsaufwallung für das Wohl seiner armen Kinder.

Aber ich sehe, daß ich Ihnen eine lange Predigt über Fürstenerziehung gehalten habe. Wie, in aller Welt bin ich dazu gekommen? — Verzeyhen Sie meine Geschwätzigkeit! Ich bin u. s. w.

III

Vermischte Aufsätze



Ueber die deutsche Schaubühne.

Fortsetzung.

Wenn ein Schauspieler lange an einem Orte bleibt, und das Publicum nun einmal ein gutes Vorurtheil für sein Spiel hat; so pflegt ein Solcher leicht faul in seiner Kunst zu werden; Er ringt nicht mehr nach Beyfall, und wenn er einmal nicht Lust hat, sich Mühe zu geben; so spielt er nachlässig, weil er denkt, die Leute wüßten ja doch, daß er es besser könnte. Dazu kömmt, daß würklich ein großer Theil der Illusion wegfällt, wenn der erste Liebhaber in jedem Stücke immer dasselbe Gesicht, wenigstens dieselbe Figur hat, wenn auch seine Mimik so weit geht, daß er sein Gesicht nach den Rollen umformt; und endlich gewöhnt sich auch das Publicum zu sehr an Eine Manier, sieht nicht denselben Character auf verschiedene Art behandelt, folglich bleiben Geschmack und Kenntniß immer auf Einem Puncte stehen. Um dies zu vermeiden, müßten einige deutsche Höfe und Städte einig mit einander werden, ihre Schauspieler auf gleichem Fuße zu besolden, und dann, etwa alle zwey Jahre, mit einzelnen Subjecten zu

tauschen. Der zärtliche Vater des manheimer Theaters müßte, nach Verlauf dieser Zeit, mit dem zärtlichen Vater des hamburgischen Schauspiels wechseln u. s. f. Daraus würde dann, ausser der Vermeidung der vorher angezeigten Unannehmlichkeiten, noch der Vortheil einer Nacheiferung entstehen, die immer der Kunst sehr zuträglich ist; dann jeder würde sich bemühen, die Gunst des Publicums, die sein Vorgänger genossen hätte, gleichfalls zu verdienen.

Ich weiß nicht, warum nicht auf allen deutschen Schaubühnen eine einzig rechte Mundart, nach welcher man nemlich die Silben grade so ausspräche, wie sie geschrieben werden, eingeführt werden könnte. Spre sollte man in Ewigkeit nicht Schpre und Ste nie Schte aussprechen. Der Baier, der Oesterreicher und der Schwabe, die ohne Vorurtheile sind, müssen gestehen, daß hierinn, so wie in Unterscheidung des g und k, des b und p, des ü und i und des ö und e der Niedersachse richtiger redet, und doch hört man auf allen unsern deutschen Schaubühnen das Gegentheil. Kann der Umstand, daß in dem grösten Theile von Deutschland, Leute, welche ihre Sprache nicht studieren, unrecht reden, für die Uebrigen ein Gesetz machen?

Ich halte es für ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die einzeln stehenden Coulissen wären für die Perspective und zu Vorstellung grösserer Entfer-

nung vortheilhafter. Ein geschickter Maler wird ganze Seitenwände eben so perspectivisch zu malen verstehen. Dazu kömmt noch, daß, wenn etwa durch schiefes Annageln auf den Rahmen, oder durch einen andern Umstand die Linien der Flügel nicht genau auf einander passen, der bessere Effect wegfällt. Sodann ist doch, auch bey der besten Bauart eines Theaters, nicht zu vermeiden, daß nicht wenigstens ein paar Seitenlogen zwischen die fordersten Coulissen hinsehen, dort die Lichter, Lichtputzer, die übrigen Schauspieler und Schauspielerinnen nebst deren Freunden, Mägden, Friseurs u. s. f. gewahr werden, und dadurch aus der Illusion gebracht werden sollten. Ich mögte daher anrathen, Versuche mit zwey ganzen Seitenwänden zu machen. Die Veränderungen des Theaters würden ohnstreitig schneller von Statten gehn, denn das Ganze würde auf einmal wie ein Vorhang heruntergelassen; Aber bey der Beleuchtung könnten sich Schwierigkeiten äussern. Doch auch da wäre zu helfen, besonders wo die Scene ein Zimmer vorstellte. Vielleicht könnte man dann sogar mit würklichen Fenstern, durch welche das künstlich mit Spiegeln verstärkte Licht hereinfiele, das Tageslicht besser nachahmen, falsche Schatten vermeiden, auch wohl an den Unkosten etwas ersparen. Ich meyne gehört zu haben, daß in Italien sich ein solches Theater befindet.

Auch soll man daselbst den Versuch mit einem dreyfachen Schauplatze gemacht haben. Es ist gewiß, daß, wenn zwey Nebentheater zu beyden Seiten des Großen wären, nicht nur manche doppelte Scenen höchst interessant werden, sondern auch das Gehen aus einem Zimmer in das andere, und aus dem Hause auf die Gasse viel natürlicher vorgestellt werden könnte. Da liessen sich Situationen anbringen, die man itzt vermeiden muß, oder die, wenn sie der Dichter darstellen will, bey der Aufführung sehr unnatürlich ausfallen.

Man pflegt gewöhnlich zu klagen, daß unsern Dichtern nicht mehr viel Charactere darzustellen übrig bleiben; und würklich sollte man fast glauben, es sey also, wenn man sieht, wie manche unsrer jetzigen dramatischen Schriftsteller, um etwas Neues zu liefern, aus undique collatis membris, Personen zusammenflicken, die ein abentheuerliches Compositum ausmachen. Freylich sind von unsern Vorgängern, vorzüglich von den Franzosen, die Hauptausartungen und Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens auf die Bühne gebracht werden. Der Geizige, der Verschwender, der Ruhmsüchtige, der Spieler, der Zerstreucte, die Cokette, der Rachgierige und alle Hauptthorheiten und Laster sind bearbeitet. Allein, abgerechnet, daß alle solche Charactere durch die unendliche Menge der zahllosen Nüancen, neues Interesse bekommen; so erhalten sie auch, durch Ver-

pflanzung in fremden Boden, einen andern Wuchs, wie ich schon oben gesagt habe. (Im 1sten Theile, Seite 88.) Endlich hat auch unser Vaterland noch manche ziemlich eigenthümliche Fehler, und manche Originale aufzuweisen, deren sich die Ausländer nicht also rühmen können. Unser Ahnenstolz, unsre Fürstenanbethung, der Sultanismus der unzähligen kleinen deutschen Fürstlein, unsre Landjunker, der Durst der Deutschen, die übertriebene Schwelgerey in einigen Provinzen, unsre Nachahmungssucht, der Ton in den Reichsstädten, der Reformationsgeist, die Titelsucht, deutsche Complimente und Curialien, die Aufklärungskrankheit, die Wuth nach geheimen Verbindungen und Mystik, Vielschreiberey, Justizwesen nach römischem Schnitte, Toleranz — Ein reiches Feld! Nein! das dürfen wir nicht auf uns sitzen lassen, daß wir nicht einmal so viel characteristische deutsche Narrheiten aufzuweisen hätten, daß daraus Stoff zu einem halben Hundert neuer Lustspiele zu nehmen wäre.

Eben so ungerecht ist die Klage, daß unsre Dichter, Künstler und Schauspieler nicht genug aufgemuntert, und zu schlecht bezahlt würden. Grade das Gegentheil! Wir verderben diese Menschen nur gar zu gern in Deutschland durch frühes Lob und durch Schmeicheley. Wenngleich unsre Schauspieler nicht, wie in England, im Grabe neben unsern Königen verwesen; so füttern wir sie

doch bey Lebzeiten ganz gut, - wenn sie anders gute Wirthe seyn wollen. Fragen Sie einmal an manchen Höfen: wer besser bezahlt wird, ob der erste Schauspieler, oder der geschickteste Regierungsrath? Uebrigens aber läßt sich auch das Talent gar nicht bezahlen, und die Erfahrung aller Zeiten lehrt uns, daß die kümmerlichsten Umstände mehrentheils dem Genie den größten Schwung gegeben haben, da hingegen die Künstler im Wohlleben nicht selten anfiengen faul zu werden. Der Sänger des Odysseus, der Vater der cothurnata Philosophia, der Mann, den der Adler mit einer Schildkröte todt warf, und dessen noch größerer Schüler [1], waren gewiß weder reich noch geschmeichelt. Plautus arbeitete in einer Stampfmühle, und Terentius war Bedienter bey einem römischen Kriegs- und Domainenrath, der ihn seiner Talente wegen ausser Livree setzte.

Warum treiben aber unsre Schauspieler nicht nebenher ein bürgerliches Geschäft? Freylich müßten sie dann nicht wöchentlich dreymal spielen, welches überhaupt ein allen Nutzen des Schauspiels vereitlender Misbrauch ist. Wenn aber in einer Stadt Leute, die Talent für das Theater hätten, und nicht so mit Geschäften überladen wären, daß es ihnen an Muße fehlte, die Kunst zu studieren, sich in eine oder mehr Gesellschaften verbänden,

[1] Homer. Euripides. Aeschilus und Sophocles.

und abwechselnd auf einem öffentlichen Theater, unter Direction eines von der Obrigkeit dazu ernannten Mannes, Schauspiele gäben; Wenn sodann von der Einnahme die Unkosten bestritten, und die Ueberschüsse den Armen gegeben würden; so, dächte ich, könnte man an viel Oertern nützliche, wohlfeile und gute Theater haben, wo jetzt hausirende kleine Banden Geschmack und Sitten verderben.

Ueberhaupt aber müßte man ernstliche Maßregeln nehmen, die kleinen elenden Schauspielerhorden auszurotten, die sich so unendlich in unsrem Vaterlande vervielfältigen, unter Directionen von Leuten, die oft nicht Ein deutsches Wort richtig auszusprechen verstehen, und nicht die geringsten Talente noch Kenntnisse haben. Dies alles aber werden wohl fromme Wünsche bleiben, so lange man es nicht der Mühe werth hält, auf Reichstägen, welche doch Nationalzusammenkünfte sind, über solche Gegenstände, die wohl mehr Einfluß auf die Sitten haben, als man zu glauben scheint, Berathschlagungen zu halten.

Liebhabertheater sind itzt in viel Städten von Deutschland anzutreffen; allein wo diese nicht unter der Aufsicht geschickter Dramaturgen stehen, da sind sie mehrentheils nur ein unnützer Zeitverderb, und geben nebenher zu manchen Zwisten, wo nicht zu ärgern Dingen Anlaß. Bey der besten Absicht

erreichen solche gesellschaftliche Bühnen zuweilen keinen höhern Grad von Vollkommenheit, als die Spiele der kleinen herumziehenden Banden. Folgendes ist die Abschrift einer Nota, welche unter dem Commödienzettul stand, den eine Liebhabergesellschaft noch in vorigem Jahre in F** austheilte. Sie führte die Drillinge auf, und unten auf dem Ankündigungsblatte las man:

„Um unserm so lieben Publicum das Schöne „dieses so herrlichen Stückes in seiner ganzen „Gröſze kosten zu lassen, finden wir eine kleine „Anmerkung nöthig — Die drei erstern Rollen „machet ein Akteur. Zu mehrerer Deutlichkeit also, „um sie nicht miteinander zu verwechseln, wird „er sich, nach seinen ganz verschiedenen Charakters, „durch folgende Kleinigkeiten im Anzuge zu unterscheiden suchen. — Ferdinand trägt eigenes „Haar und einen Degen; Ferdinand der Seefahrer eine Perücke und einen Stock; und Ferdinand „von Meissen einen goldenen Tressenhut und lange „Weste. — Wir schmeicheln uns zum Voraus „ihres Beifalls, da es zum Lachen eingerichtet, „und der Faschingszeit vollkommen angemessen ist. „Um halb 3 Uhr wird angefangen." — Sprachfehler und Styl ohngerechnet! Sind solche Anmerkungen nicht ganz in dem Tone von weiland Herrn Lepperts Zeiten?

In manchen Gegenden von Deutschland reißt der Geschmack an Operetten gar zu sehr ein. Wenn man das Unnatürliche dieser Gattung Schauspiele betrachtet; wenn man überlegt, welche elende kleine, unbedeutende, oft sehr unmoralische Intrigue bey diesen Possenspielen zum Grunde liegt, besonders bey den französischen (von den italienischen Farcen dieser Art will ich nicht einmal reden) so sollte man sich billig wundern, daß das Publicum dergleichen so häufig sehen mag. Die artige Musik lockt freylich die Leute heran. Allein es ist übel genug, daß unsre Musik nur artig ist, daß die Tonkunst — bey den Alten als großes Seelen erschütterndes Ressort angewendet — bey uns zu einem Spielwerke für jeden Gassenbuben herabgewürdigt ist. Wenn der griechische Gesetzgeber glaubte, Musik mache überall zu weich, zu schlaff; was würde er von unserm heutigen Getrillere und Geleyer, von unsern Rondeaux, Allegretti con Variazioni, Romanzen und dergleichen urtheilen?

Man wundert sich zuweilen, wenn die Sänger schlechte Schauspieler sind, wenn sie nicht zu fühlen scheinen, was sie sagen, wenn sie zu wenig durch Gebehrdensprache den Sinn des Gedichts verstärken. Man überlegt aber nicht, daß dies sehr oft an dem Tonsetzer liegt. Wenn dieser, wenig bekümmert um den Ausdruck des Ganzen, seine Lufisprünge und Spielereyen da anbringt, wo

ihm das Glück ein a oder o in die Hände spielt, welches er einige Minuten lang herumpeitschen kann; wenn der Sänger bey dem Gesange, der nicht innige Herzenssprache sondern künstliche Modulation, Wettstreit zwischen Kehle und Begleitung ist, nur immer Acht auf das richtige Zusammentreffen aller dieser verwebten Gänge haben muß; Kann man es ihm dann verdenken, wenn er nichts mehr fühlt, als höchstens die Freude des künstlichen Wetteifers? Ich glaube, daß die beste Probe für Theatermusik die ist, wenn man dabey leicht, gut und richtig declamiren und agiren kann. Ein paar Opern von Gotter mit Benda's Musik, gegen französische Singespiele gehalten! und man wird sich davon überzeugen. Es ist bekannt, daß keine Tonsetzer sorgloser darinn sind, als die italienischen. Die Composition einer großen Oper ist bey ihnen das Werk von wenig Wochen; die Recitative werden mit einer Nachlässigkeit hingeschrieben, die man kaum glauben sollte, und jeder Sänger flickt seine Bravourarien, die er am besten singt, hinein, wo es ihm eben gefällt.

Ueberhaupt wünschte ich am wenigsten, daß wir den italienischen Geschmack in unsern Schauspielen nachahmten, und ich sehe mit Widerwillen einige neuere deutsche Stücke, die nach solchen Mustern zugeschnitten sind, und in welchen Verwicklungen, Misverständnisse, und dergleichen Spiele des Witzes, die Hauptgrundlage ausmachen.

Der selige Sturz sagt in seinem Brief an die hamburgischen Theaterunternehmer: „Er bedaure „aus viel Ursachen nicht sehr den Verlust der Kunst, „welche die Alten gehabt hätten, ihre Declamation „in Noten zu setzen.“ Ich wünschte, er hätte seine Gründe hinzugefügt, dann ich bekenne, daß, so viel ich die Sache einsehe, ich sehr diesen Verlust bedaure. Aber sollte er unersetzlich seyn? Freylich müßte man eine andre Art von Tonleiter und feinere Interwalle erfinden, als unsre musikalischen; Aber wenn dies dann zur Vollkommenheit gebracht wäre — welch ein Vortheil für Schauspieler und Tonsetzer! Diese brauchten dann nur das Gedicht zu declamiren, um zu wissen, wie die Sprache in die ihrige zu übersetzen, zu veredlen und zu erhöhen wäre.

Man hat seit zehn Jahren viel Versuche gemacht, Declamation mit Musik im Duodrama und Monodrama zu verbinden. Man glaubt, daß diese Gattung wenig Dialog verstattet, weil man verlangt, daß fast hinter jeder Periode die Musik den Ausdruck dessen, was gesagt worden ist, nachahmen, oder vielmehr das dadurch erweckte Gefühl ausdrücken müsse, welches freylich den schnellern Fortschritt des Dialogs hindert. Wenn man aber öfter die Musik (nicht aber unsre betäubende, verwirrende Musik, sondern eine höchst einfache, mit viel haltenden Noten, nach den Umständen, oder auf die Art wie in Ariadne: „Nicht diese schreck-

„liche Todesangst" u. s. f. und in Medea: „Wo „soll ich hin? In mein Vaterland zurück?" u. s. w.) Wenn man, sage ich, öfter die Musik und die Declamation zugleich fortschreiten liesse, jenes Einfallen der Instrumente nach geendigter Periode aber nur höchst sparsam brauchte; so glaube ich, daß damit der lebhafteste Dialog bestehen könnte. Wenn nun ferner die Declamation nach Noten, auf Grundsätzen gestützt wäre; Wenn man alsdann abwechselnd diese, ohne Begleitung, und jene mit Begleitung der Musik, statt der mehrentheils so langweiligen Recitative, in der Oper zu gehöriger Zeit anzuwenden, selten Arien, aber Arien in einer hohen edlen Manier, da wo der Affect auf das Höchste stiege, wie etwa die: „Meinen Romeo zu sehn" ferner, bey schicklichen Gelegenheiten, große majestätische Chöre, und endlich sogar Tänze, aber Tänze, wie sie die Griechen hatten; Wenn man das alles in der großen Oper zur rechten Zeit zu nützen wüßte — Was für Eindruck müßte nicht eine solche Oper, jährlich einmal, mit einfacher Pracht und Feyerlichkeit gegeben, und darinn große, deutsche Süjets behandelt, auf das ganze Volk machen!

Es sey mir erlaubt, noch über einen Punct ein paar Worte zu sagen, nemlich über die Gebehrdensprache. Vielleicht wird uns die vom Herrn Engel angekündigte Mimik bald neue, hellere Aussichten in unsrer Kunst eröfnen. In der Natur redet alles

so deutlich, ist alles so nach einem großen, einfachen Plane geordnet, ist gewiß nichts umsonst also, ist jede Form, Gestalt, Farbe und Größe, Typus des innern Unsichtbaren, daß es auch sehr wahrscheinlich eine sichre Harmonie zwischen Gebehrden und Gedanken, das heißt zwischen Ausdruck des Körpers und Operation der Seele giebt. In einzelnen Fällen zweifelt kein Mensch daran, und der roheste Wilde wird eine vorgehaltene geballte Faust nie für Zeichen einer Zärtlichkeitsbezeugung halten. Ist dies nun im Gröbern wahr, warum sollte es nicht auch feinere Nüancen geben, die nicht blos conventionel, sondern unveränderlich wahr wären? Man versuche es, zu höchst traurigen Scenen allerley lustige Gebehrden zu machen! und man wird fühlen, wie schwer das ist, und wie empörend.

Dies sey nun, wie es wolle; so glaube ich, daß ein junger Schauspieler seinen Sinn für die Pantomime sehr üben könnte, wenn er Gliederpuppen vor sich hinstellte, ihnen Arme, Hände, und überhaupt den ganzen Körper in eine gewisse Lage beugte, und sich dann fragte: „Was heißt das? „Was diese Stellung?“ Er hätte dabey Zeit, die einzelnen Gebehrden mit mehr Muße zu studieren, auch das Graziose und Nichtgraziose genau zu bemerken, wo das nöthig ist, und endlich eine große Mannigfaltigkeit von Stellungen zu sammlen.

Sprüche.

Frömmeln, fleissig in die Kirche laufen und Gebethe herplappern, heißt nicht Religion haben; Grundsätze auskramen heißt nicht, tugendhaft seyn; Eigensinn und Starrsinn sind nicht Festigkeit; Dünkel und Zuversicht auf eigene Einsichten nicht Bewußtseyn innerer Größe; Grobheit ist nicht Aufrichtigkeit; und brausende Flamme kein wärmendes Feuer; Bizarrerie ist nicht Eigenheit; Schwäche ist nicht Güte, Furchtsamkeit nicht Sanftmuth; Hingeben, was man nicht zu schätzen weiß, heißt nicht freygebig seyn; Mangel an Lebensart ist nicht Popularität, und verachten, was man nicht erlangen kann, nicht Entäusserung; Menschen heruntersetzen, die uns gedrückt haben, das ist nicht, jedem Recht wiederfahren lassen; Privatrache üben, heißt nicht die Parthie der guten Sache nehmen; seine Spießgesellen, Schmeichler und Creaturen vorziehen, heißt nicht, sich zu dem Häuflein der Edlern halten; Schimpfen heißt nicht eifern; Schwätzen nicht philosophieren, und Unsinn sagen, nicht dichten.

Der ruhmwürdigste Mann ist oft der, von dem niemand spricht, und dessen Nahme im Leben in keinem Buche und auf keiner Visitencarte gedruckt, im Tode auf keinen Stein gegraben steht; der größte nicht selten der, den kaum seine Nachbarn kennen; der fleissigste zuweilen der, welcher am

mehrsten Muße zu haben scheint; der weiseste wohl der, welcher bescheiden ist, und zu rechter Zeit zu schweigen versteht; der gelehrteste mehrentheils der, welcher mehr Unterricht sucht als austheilen will; und der glücklichste gewiß der, welcher, wenn er sich am Abend Rechenschaft von seinen Handlungen giebt, nicht zu erröthen braucht vor sich selbst, sondern mit gesundem Leibe und mit Frieden in der Seele einschlafen kann, um heiter zu erwachen.

Wenn ein Spieler zu Dir kömmt; so verschliesse Deinen Kasten, und wenn Dir ein Hofmann lächelt; so verschliesse Dein Herz!

Mit Reichen und Vornehmen rede nie von Deinen häuslichen Leiden und Freuden!

Borge lieber Geld von einem Wucherer als von einem Freunde!

Gieb lieber dem König eine Maulschelle als dem Pfaffen ein böses Wort, oder ein gutes zu wenig!

Bey armen Schriftstellern ist jeder Federstrich ein Krumen Brod.

Medicina est ars privilegiata, faciendi experimenta ignorantiæ, in corporibus ægrotorum.

Wenn Du wissen willst, ob jemand Dein aufrichtiger Freund sey; so thue ihm irgend einen Antrag, welcher sich anfangen muß mit der Vorrede: „Sie können mich, mein Freund! aus meiner Verlegenheit ziehen, aber ich wage es kaum" u. s. f. Gieb dann Acht auf sein Gesicht, ob es sich nach und nach von der süßen Freundlichkeit zum Ernst und zur kalten Entschuldigung herabspannt!

Hast Du Muth und Verleugnung; so gieb Deine Confessions bey Lebzeiten heraus!

Siehe zu, ob der Mann mitlächelt, wenn sein Freund verspottet wird!

Menschliche Gesetze sind Vorschriften, welche die Großen der Erde geben, und die dahin abzielen, ihnen die Freyheit zuzusichern mit den Kleinern machen zu dürfen, was sie wollen, ohne daß diese Gleiches mit Gleichem vergelten dürfen.

Wer bey Priestern Toleranz sucht, der darf auch von Räubern Schutz erwarten.

Vergiß nicht das alte deutsche Sprüchwort, daß ein Fisch und ein Gastfreund nur drey Tage lang im Hause gut bleiben!

Wer auf sein Zeitalter würken will, der muß den Ton seines Zeitalters kennen. Den Kindern

überzuckert man die Pillen, und dem Säufer giebt man die Arzeney in Brandtewein ein.

Ein freyer offenherziger, thätiger Mann liebt ofne Thüren und Fenster.

Wenn man Sprachen lernt; so lernt man nicht blos sprechen. Die Richtung des Nationalgeistes drückt ihr Gepräge auf die Art ihre Begriffe zu ordnen, und man sammlet neue, anders geordnete Ideen, wenn man fremde Sprachen studiert.

Ueber das deutsche Silbenmaaß.

Wenn ich es wage, der ich keinen Anspruch auf Dichtkunst und Dichtertalent machen kann, etwas über das deutsche Silbenmaaß zu reden; so bitte ich, man möge die Gedanken, welche ich hinschreiben werde, nur als Zweifel des Unwissenden ansehn, der gern belehrt werden mögte; und vielleicht giebt irgend einer meiner Sätze Gelegenheit, daß ein größerer Kenner über diese Gegenstände etwas Besseres, Lehrreicheres und Richtigers sage. Allein darum bitte ich, daß man mir Gründe entgegen setze, und nicht Geschwätz, wenn man sich die Mühe geben will, gegen diese Blätter etwas zu erinnern.

Der Zweck der gebundenen Rede ist: dem Ohre harmonischer zu klingen. Der rhythmische Gang thut dem Ordnungsgefühle des Menschen wohl, und man kann, eben durch Veränderung und Modification dieses Ganges, die Abwechselungen der verschiedenen Leidenschaften merkbarer machen. Vermuthlich ist also dies die Veranlassung zur metrischen Poesie gewesen.

Wenn aber Begeisterung die Menschen dahin brachte, in gebundener Rede ihre Gedanken und Gefühle auszudrücken; so geschahe es grade dann, wenn die Begeisterung das Wesen des Menschen zu einer höhern Harmonie stimmte.

So wie nun, meiner Meinung nach, Begeisterung dem metrischen Gange in der Poesie, so wie den abgemessenen Schritten in der Tanzkunst, die Entstehung gab; so glaube ich hingegen, daß die Erfindung des Reims bey kaltem Blute ist gemacht worden. Das Eine ist Wallen, Hinrollen der Wellen in wohlthuender periodischer Bewegung, stärker und schwächer, nach dem Grade der Empfindung, das Andre aber ist ein unnatürlicher Zwang, der den höchsten Flug der Gedanken hemmt, sobald das Endwort nicht grade denselben Laut, wie ein vorhergehendes hat; Und wenn mechanische Uebung und größerer Reichthum an Wörtern gleicher Bedeutung, die bessern Dichter in den Stand setzt, gereimten Versen das Ansehn des Zwangs zu benehmen; so bleibt doch immer das Reimen unnatürlicher Zwang und Spielerey — Ein bloßes Ohngefehr, ohne die geringste Analogie, macht, daß Kopf am Ende eben so klingt, wie Tropf, Topf und Kropf — Doch davon ein andermal; Kommen wir zum Silbenmaaß zurück!

Wenn man die Bestimmung längerer und kürzerer Silben auf Regeln zurückführen will; so glaube ich kann der einzige natürliche Maaßstab der seyn: „daß diejenige Silbe lang seyn müsse, welche „auszusprechen mehr Zeit oder größere Schwie„rigkeit für die Sprachorganen kostet, und umge„kehrt diejenige kurz, bey welcher dies nicht ein„tritt.“ Nach dieser Rücksicht hat sich nun wohl

auch die gemeine Aussprache aller Völker größtentheils gebildet.

Bloßer Sprachgebrauch aber kann dennoch nicht das Maaß der Silben bestimmen, weil theils falsche Gewohnheiten und unrichtige Mundarten einreissen können, theils bey manchen Wörtern im Reden die Quantität nicht merkbar wird, z. B. im Tribachus (◡◡◡) der sich fast nicht anders als wie ein Amphibrachys (◡–◡) aussprechen läßt u. d. gl. m. Endlich ist es bey einsilbigen Wörtern fast gar nicht möglich, ihre Quantität im Reden merklich zu machen; Allein darum ist doch nicht jedes einsilbige Wort bey der Zusammensetzung in der Poesie anceps. Folglich bleibe ich bey dem Satze „daß „die größere oder mindere Zeiterforderniß bey der „Aussprache, und die größere oder mindere Arbeit „der Organen dabey, der Prosodie in allen Spra„chen Gesetze geben müsse." Ein Wort, in welchem Diphthongen oder gehäufte Consonanten sind, muß also länger seyn als ein anderes. Griechen und Römer haben die Regeln ihrer Prosodie ganz nach diesen Rücksichten bestimmt. Erstere redeten auch im gemeinen Leben darnach, und hatten den feinsten Sinn dafür.

Darnach aber, ob eine Sprache reicher an Selbstlautern oder an Mitlautern ist, müßte man auch urtheilen, welche Metra sich am besten für sie schicken, und auch darauf ist noch immer von

gefühlvollen Dichtern aller Nationen Rücksicht genommen worden.

Nun scheint mir es aber, als wenn auch unsre besten deutschen Dichter mehr die Quantität der Silben nach der Aussprache im gemeinen Leben, als nach dem mehr oder weniger erforderlichen Mundspiel bestimmten, ferner, als wenn sie manche Silbe als anceps brauchten, die offenbar lang oder kurz ist, und endlich, als wenn eben daher unsre Poesie nicht so viel Würkung auf die Ausländer machte, sondern ihnen hart, das Ohr beleidigend, und schwer harmonisch zu lesen schiene. Wenn man z. B. einen Italiener zwingt, das harte Wort Kraft geschwind und kurz auszusprechen; so thut ihm das wehe; Und doch wird man in manchen unsrer Hexameter Lebenskraft als Dactylus (–◡◡) gebraucht finden, da es doch zuverlässig ein Bachius (◡––) ist, wenngleich in der gemeinen Rede der würkliche Jambus (◡–) Leben wie ein Trochæus (–◡) oder wie ein Spondæus (– –) ausgesprochen wird. Wo sich indessen Sprachgebrauch und Regel vereinigen lassen, da ist es besser, und freylich würde es einem Deutschen hart vorkommen, Leben als Jambus gebraucht zu hören, weswegen man denn die Silbe Le gern als anceps betrachten und Leben als Spondæus und Lebenskraft als Molossus (–––) anwenden mag; Nie nie aber bens und kraft als kurze Silben! Menschlichkeit ist ein Molossus, und wird bey uns nicht

selten als Dactylus gebraucht. Menschwerdung ist in eben dem Fall. Menschengeschlecht (– – ◡ –) wird unrichtigerweise zum Choriambus (– ◡ ◡ –) gemacht. Ich erinnere mich selbst in einem meiner kleinen Gedichte, die denn überhaupt gar keinen Anspruch auf Unsterblichkeit machen, Grundsätze als Dactylus hingeschrieben zu haben — ein unerhörter Fehler! Es kann nur Antibachus (– – ◡) oder Molossus seyn. Ich ließ es aber mit Fleiß stehen, um mich darauf beziehen zu können. Dergleichen grobe Fehler bemerkt unter zehn Lesern nicht Einer.

Woher kömmt nun diese Nachlässigkeit in unsrer Dichtkunst? Daher, daß wir nicht genug feilen an unsern Arbeiten; weil wir es nicht der Mühe werth halten, in einem Zeitalter, wo das gar nicht erkannt wird, wo nur jeder täglich etwas neues lesen will; Weil, bey der Menge von literarischen Geburten, der Dichter, wenig bekümmert, ob sein Gedicht noch von der Nachwelt gelesen werden wird, oder nicht, noch bey seinen Lebzeiten den Ruhm eines artigen Kopfs, voll hübscher Einfälle und lebhafter Imagination, einerndten will; Weil, bey der herrlichen Erfindung der Buchdruckerey, der Arbeitsamkeit der Papiermüller, und der Schreibseligkeit unsrer fingerfertigen Landesleute, die Menge der mitgetheilten Geistesproducte so groß wird, daß man das Bücherschreiben nur als eine angenehme Unterhaltung, als Correspondenz zwischen Autor und Publicum, und leider! zuweilen als Finanzopera-

tion ansieht. Da schreibt man unter einander allerley Zeug — Es ist ja nur Gespräch über allerley Gegenstände, nicht Monument des Nationalschwungs.

Ehemals wurde das Meisterstück dem Gedächtnisse oder dem Pergament anvertrauet, und man riß sich darum eine Copie davon zu haben; war es aber kein Meisterstück; so gab sich niemand die Mühe, es abzuschreiben. Heut zu Tage, wird alles 1500 mal abgedruckt, für einen halben Thaler verkauft, und le balai, poëme heroi-comique ist eben so sicher, auf die Nachwelt zu kommen, als der Messias. Das Volk rühmt, was es belustigt, Rezensentenlob und Tadel werden erkauft, erbettelt, oder hängen von guter und schlechter Verdauung ab, und die bessern Kenner können nur vergleichungsweise loben, daß das Mittelmäßige nicht schlecht ist, seufzen aber darüber, daß man keine Meisterstücke mehr sieht. Dagegen war auch ein Mann voll dichterischen Feuers in alten Zeiten froh, wenn er in seinem Leben Eine Epopäe zu Stande gebracht hatte, und heut' zu Tage schreibt derselbe Mann in vier Wochen eine Henriade, freylich nur eine Henriade, aber noch nebenher 70 Bände andre Opera, als: ein Dutzend Schauspiele, Geschichtbücher, die zur Hälfte Romane sind, Religionsspöttereyen, philosophische Persiflage, Pasquillen auf seine Feinde, und dergleichen.

Ich habe mich von meinen Bemerkungen über Silbenmaaß entfernt. Erträglicher ist es, eine

kurze Silbe als lang zu gebrauchen, als umgekehrt; denn es hängt doch von jedem ab, auszudehnen, länger zu verweilen bey einem Buchstaben, nicht aber zusammenzupressen, was von Natur lang ist. Ich kann auf eine Meile vier Stunden zubringen, nicht aber vier Meilen mit einem Sprunge machen. Auch ist es oft nöthig, kurze Silben als lang zu gebrauchen, besonders um den höchst unbequemen Proceleusmaticus (◡◡◡◡) zu vermeiden, deren wir aber im Deutschen wenig haben.

Wieland sagt in seiner Vorrede zum neuen Amadis: „die Versart dieses Gedichts sey nicht so „leicht nachzuahmen, obgleich er, ausser der Frey„heit den Anapäst (◡◡–) mit den Trochäen (–◡) „und Spondäen (– –) zu vertauschen, noch sechs„fünf- vier- und zuweilen auch dreyfüßige Verse „mit einander habe abwechseln lassen.“ Ich muß bekennen, daß ich mich nicht überzeugen kann, daß, bey solchen Freyheiten, es so schwer seyn sollte, diese Versart nachzuahmen; für einen Stümper ist freylich alles schwer. Ob Viele den Reichthum von Wielands Imagination, seinen feinen philosophischen Geist, und die Anmuth und Urbanität seiner Sprache erreichen könnten, das wäre auch wohl eine ganz andre Frage; Aber wir reden hier nur vom Silbenmaaße, und da denke ich, wenn ich ein Wort, das als Trochäus nicht paßt, nach Belieben zum Spondäus umschaffen, oder so viel Wörter und Füße hineinflicken kann, als ich will;

so wird das Dichten nicht mehr so sehr schwer seyn —. Doch lasse ich mich gern anders belehren.

Ausländer, die Klopstocks Messias lesen, und Sinn für Wohlklang und Harmonie haben, fühlen zuweilen ihr Ohr beleidigt, wenn in dem letzten Tacte des Hexameters, wo entweder –⏑ oder –– stehen können, zwischen beyden Füßen ein Comma ist. Z. B. Am angenehmsten scheint der Vers, wenn die beyden letzten Füße aus Einem Worte bestehen:

„Daß Du mich, Vater, gesandt hast! Ich habe
„das ewige Leben“
(Messias, vierter Gesang.)

Rauher, wenn der letzte Fuß ein eigenes Wort ausmacht:

„Meine Herrlichkeit, denen gegeben, die Du
„mir geschenkt hast“
(ebendaselbst.)

Aber empörend, wo das fatale Comma eintritt:

„Meiner Besiegten, durch den, als der Götter
„Obermonarch, Ich“
(zweyter Gesang.)

und:

„Soll Dich decken. Ich selber will Dich,
„o Gottes Prophet, dann“
(ebendaselbst.)

Noch einmal! das alles sind nur Zweifel, und ich suche Aufklärung, Unterricht — Aber Unterricht von Männern.

Ein Brief über geheime Verbindungen, zur Antwort an einen Ungenannten.

Ich bin kürzlich, von unbekannter Hand, durch einen Briefschreiber ohne Nahmen, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, die ich denn so für bares Geld annehmen will, aufgefordert worden: „mit der mir eigenen Freymüthigkeit“ in irgend einem öffentlichen Blatte zu bekennen: „ob „ich glaubte, daß, und welchen Nutzen und „Zweck, in unserm jetzigen aufgeklärten Zeital„ter, eine geheime Verbindung, und nahment„lich die Freymaurerey, zum Besten der Mensch„heit haben könnte?“

Ich kann in mancher Rücksicht nur sehr kurz und nicht mit der mir sonst eigenen Freymüthigkeit auf diese Frage antworten. Doch um den lieben Unbekannten weder über den Empfang seines Briefes, der vom 17ten Julius 1784 datirt war, noch über meine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, in Ungewißheit zu lassen; so erkläre ich so viel:

1) Daß ich glaube, geheime, in neueren Zeiten geschlossene Verbindungen, können, wie alle Societätsverträge, vielleicht manchen guten Zweck haben, und wenn die Plane wohl durchgedacht und gewissenhaft ausgeführt werden, auch (die Unvollkommenheit aller menschlichen Anstalten abgerechnet)

einzelne ganz nützliche Würkungen hervorbringen; daß ich aber

2) sehr heilig, fest und anschaulich überzeugt bin, daß die wahre Freymaurerey gar keine von Menschen errichtete geheime Verbindung ist, folglich von ihrer Nützlichkeit oder Unnützlichkeit nie die Rede seyn darf, weil sie in ihrem innern, unwandelbaren Wesen durchaus keiner Vernichtung noch Abänderung unterworfen seyn kann. — Verzeyhen Sie, werthester unbekannter Herr! daß ich Ihre Erwartungen nicht besser befriedige!

Etwas über Klöster.

Wenn ich ein Rechtsgelehrter wäre, der ich, gottlob! nicht bin; so würde ich vielleicht ein Werkgen schreiben, und darinn auseinandersetzen: ob ein Fürst Befugniß haben, und sich eine solche Gewalt über das Privateigenthum anmaßen könne, daß es von ihm abhienge, alte Stiftungen, wenn er sie etwa für unnütz hielte, aus eigener Willkühr gänzlich aufzuheben, und die Besitzungen, Güter und Gelder derselben einzuziehen; ob nicht, wenn man überhaupt in Staaten das Recht anerkennt, nach seinem Tode noch sein Eigenthum auf einen Andern übertragen, und über sein Vermögen disponiren zu dürfen, ob es dann nicht Jedem freystehn müsse, auf welche Art er dies Eigenthum, nach seinem Absterben, wollte verwendet wissen; ob, wenn die Art dieser Verwendung etwa dem Staate schädlich seyn sollte, dieser nicht vielmehr nur reformiren, nicht aber gänzlich aufheben dürfe; ob, wenn die Verwendung nicht eben schädlich, aber doch unnütz schiene, blos diese Rücksicht den Staat berechtigen könne, anders zu disponiren; ob der Fürst sich so gänzlich an die Stelle des Staats setzen, daß er, ohne Beystimmung Anderer, über die nützliche und nicht nützliche Anwendung des Privateigenthums urtheilen dürfe; ob dies nicht zuletzt einmal die Folge nach sich ziehen würde, daß es dem Fürsten auch einfiele,

mir, bey meinen Lebzeiten zu befehlen, was ich mit meinem Vermögen treiben sollte; ob ein Fürst, wenn er Stiftungen einziehen wollte, nicht wenigstens schuldig wäre, auf das Sorgsamste nachzuforschen, wo etwa noch Erben der Stifter vorhanden seyn mögten, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß, wenn nicht Eifer für die Religion (ächter oder falscher — wer wird das entscheiden?) die Stifter bewegt hätte, ihr Vermögen zu Errichtung der Klöster zu bestimmen, sie es gewiß ihren Verwandten nicht würden entzogen haben; ob, wenn auch alle diese Zweifel gehoben würden, der Landesherr, welcher Stiftungen aufhöbe und ihre Güter einzöge, nicht schuldig wäre, öffentlich dem Staate genaue Rechenschaft von Anwendung derselben zu geben; ob es endlich nicht hart scheinen dürfte, daß man Menschen, die nun einmal dem klösterlichen Leben sich gewidmet, darinn ihre Glückseligkeit gesetzt, und sonst nichts gelernt hätten, die durch Gewohnheit daran gefesselt wären, und deren Geist und Körper nun in keine andre Lebensart mehr paßten, also daß sie in jeder andren Lage unglücklich seyn würden, daß man solche Menschen mit Gewalt wieder in die Welt stieße, oder wenigstens sie zwänge, einen Ort zu verlassen, den sie sich, mit Aufopferung mancher andrer Aussichten, in vollem Zutrauen, daß dieser Zustand lebenslang dauern müßte, zu ihrem Aufenthalte gewählt hätten, an dem ihre idealische Glückseligkeit, die sich nicht taxiren läßt, hienge; ob

man nicht wenigstens Jedem freystellen sollte, entweder zu bleiben, oder auszutreten, bis Alle nach und nach ausstürben; Wenn ich ferner ein Politiker wäre; so würde ich Bemerkungen machen über die Unnützlichkeit und Schädlichkeit der Mönche, und wie wenig oder wie viel ihr Unterhalt dem Ganzen kostete, in Vergleichung mit den höchstnützlichen Domherrn, Gardesoldaten, Advocaten, Cammerräthen, Hofcavalieren, Tänzern, Sängern, Malern, Pfeifern, Friseurn, Kammerdienern, Heiducken u. d. gl., und wie hoch etwa diese dem Staate zu stehen kämen — Da ich aber kein Politiker und kein Rechtsgelehrter bin; so überlasse ich diese Auseinandersetzung andern unpartheyischen Gelehrten, und werfe hier nur Eine Frage auf, nemlich: „Wäre es nicht möglich, einige von den eingezogenen Klöstern in sehr nützliche Anstalten zum Glück vieler guten Menschen „umzuformen?"

Daß die Menge der Mönche, besonders der Bettelmönche, dem gemeinen Wesen, der Industrie und der Bevölkerung höchst nachtheilig ist, daran mögte ich nun wohl auf keine Art zweifeln. Muß denn aber deswegen eine Sache gänzlich ausgerottet werden, weil sich Misbräuche darinn eingeschlichen haben?

Die großen herrlichen Fonds, die schönen Gebäude, Gärten, und andre liegende Gründe sind

nun einmal da. Gewiß hat man die edelste Absicht bey der itzigen Einziehung der Klöster; Allein ich fürchte, jene Reichthümer werden in manchen Ländern in dem großen Meere des Staatsvermögens ersäuft, wenn man ihnen nicht bald eine feste Bestimmung anweist, und dann wird man vielleicht nach langer Zeit, zu großen nützlichen Versorgungsanstalten, woran es aller Orten noch sehr fehlt, Fonds suchen, und nicht finden.

Ich könnte eine Menge solcher fehlenden Anstalten herezählen: Erziehungshäuser; gute Krankenhäuser, Invalidenhäuser; Fonds zu Ermunterung des Handels, der Industrie und des Ackerbaues; Fonds zu Ausstattung armer Mädgen; Creditcassen für verschuldete, unter gerichtlicher Administration seufzende unschuldige Erben verschwenderischer Väter; Fonds zu Preisen für edle Menschen, die sich durch vorzüglich gute Handlungen oder hervorstechende nützliche Talente auszeichneten; Fonds zu großen Policeyanstalten, welche die Gesundheit und das Eigenthum der Stadteinwohner sicherstellten — Und wer weiß, wie viel andre gute Anstalten, mit Hülfe der eingezogenen Klostergüter, sich machen liessen? Aber ich will nur von einer einzigen reden, die gewissermaßen Analogie mit dem speculativen Klosterleben hat, folglich auch der Absicht der Stifter entspricht, ich meyne: „Die Errichtung von „Zufluchtsörtern, von Ruheplätzen für forschende „Gelehrte, die sich dem Tumulte der großen Welt „entziehen wollten.“

Wenn ein junger Mensch, der noch gar nichts für die Welt gethan, noch gar nicht dem gemeinen Wesen gedient hat, sich in den Mauren eines Klosters vergräbt, und seine besten Jahre mit Herplappern unzweckmäßiger Gebethe, mit Wohlleben und mit Lesen erbärmlicher Legenden verschleudert — Wer wird das gutfinden können? Lasset uns aber andre Menschen vor Augen nehmen, die sich nach einer nützlichen Einsamkeit sehnen, und lasset uns Diesen die Thore der geräumten Klöster öfnen!

Dort sitzt ein gelehrter, würdiger Mann, der den größten Theil seines Lebens im Dienste des gemeinen Wesens hingebracht hat. Er hat in einer Wissenschaft tiefe Kenntnisse, könnte, wenn er Muße hätte, darinn noch große Entdeckungen machen, oder er ist sonst auf die Spur wichtiger Wahrheiten gekommen, welche er der Welt mittheilen mögte; Mangel an Reichthum aber zwingt ihn, bis an sein letztes Ende, im Joche des Dienstes zu bleiben, und seine Kenntnisse mit sich in das Grab zu nehmen.

Ein Anderer mögte gern ein großes Werk ausarbeiten; Es fehlt ihm aber an Hülfsmitteln, an Quellen, an Umgang mit Gelehrten, und er hat nicht Vermögen genug, dahin zu reisen, sich dort aufzuhalten, wo er das alles finden könnte.

Ein Dritter hat eine nützliche mechanische Erfindung gemacht, allein, wo soll er das Geld hernehmen, seine Maschine zu bauen? Er glaubt im Landbaue einen großen Vortheil beym Pflügen,

beym Pflanzen oder beym Düngen ausgegrübelt zu haben; Wer giebt Land dazu her, daß er seinen Versuch bewahrheite?

Diesen und viel andern Männern in ähnlichen Fällen würde es doch wohl zu gönnen seyn, daß man ihnen einen Ort anwiese, wo sie den Rest ihres Lebens in nützlicher Ruhe, ohne Nahrungssorgen, in dem Umgange mit andern Gelehrten, und in Nachforschung über ihre Lieblingsgegenstände hinbringen könnten — Das wären dann Academien, von deren Verwendung zum Besten der Menschheit sich etwas erwarten liesse.

In einem Kloster lebten auf diese Art ohngefehr zwölf Männer, und jeder in seinem Fache groß. Sie wären in Classen getheilt, nach der Gattung ihrer wissentschaftlichen Kenntnisse. Sie trügen einerley einfache Kleidung, genössen einerley einfache Kost — Kurz! sie lebten in einer Art von klösterlicher Zucht, nach einer gewissen Regel. Wer einen Platz (vorausgesetzt, daß einer erledigt wäre) suchte, der meldete sich bey der Classe, zu welcher er gern gehören wollte. Er würde geprüft, gewählt, nach den Umständen auf bestimmte oder unbestimmte Zeit angenommen, ihm aber freygelassen, wieder herauszugehn, wenn er wollte. Die hier zusammen lebenden Gelehrten hielten oft Zusammenkünfte in ihren Facultäten, und zuweilen allgemeine Zusammenkünfte, berathschlagten, versuchten, hielten Vorlesungen, theilten ihre Bemerkungen den Klöstern ihrer Provinz, ihres Lan-

des mit, machten ihre nützlichen Entdeckungen durch den Druck bekannt, hielten Vorlesungen für junge Leute, und zu gewissen Zeiten Gespräche mit Leuten, die sich bey ihnen Raths erholen wollten.

Dahin nähme dann Mancher, noch in der großen Welt Lebende, seine Zuflucht, fragte den erfahrnen Greis um Rath, beichtete ihm, und gienge mit absolvirtem Herzen, und wohlthätigen Winken zu seinem Glücke fort.

Dahin schickte der bescheidene Autor seine Schriften, und erbäthe sich Belehrung und Prüfung. Das Urtheil würde unpartheyisch seyn, denn keine bürgerliche Rücksichten noch Verhältnisse hätten Einfluß darauf, kein Autorneid, denn die Männer suchten nur Wahrheit; Was sie selbst schrieben, wäre nicht die Geburt eines Einzigen, sondern das Eigenthum des Ordens und der Menschheit.

Sollte es nicht Männer in der Welt geben, mit denen ein solcher Plan auszuführen wäre; Sollte man befürchten müssen, es mögte sich nach und nach bey der Wahl der Subjecte Partheylichkeit, Gunst, Gabe, Cabale einschleichen — Nun! dann könnte ich nichts weiter rathen, als daß man keine Art von Unternehmung mehr mit Menschen anfienge, sondern alles so gehn liesse, wie es geht, aus Furcht, das Gute mögte ausarten.

Auszug aus einem kurzen Briefwechsel, zwischen einem Hofmanne und mir.

I. Auszug aus seinem Briefe.

Es thut mir leid, mon chèr Ami, daß man hier auf Ihr Sujet nicht allerdings gut zu sprechen ist, daß man von Ihnen nicht so vortheilhaft redet, Ihnen nicht so viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als Sie in allem Betracht verdienen. Verzeyhen Sie mir aber, mon Ami! Sie sind selbst ein bisgen Schuld daran. Sie schreiben etwas zu frey. Man legt manche Stelle in Ihren Schriften nachtheilig aus, und glaubt, es seyen Pasquillen auf Fürsten darinn. Es würde mich sehr chagriniren, wenn Sie deswegen Verdruß haben sollten. Sie wissen, mit großen Herrn ist nicht zu scherzen, Fürsten haben lange Arme, und man bessert sie ja doch nicht, wenn man ihnen die Wahrheit sagt u. s. f.

II. Auszug aus meiner Antwort.

Ich versichre Sie, mein Herr! auf meine Ehre, daß mir weit mehr daran gelegen ist, was mein ehrlicher Nachbar, der Schneider, von mir sagt, als was an Ihrem Hofe von mir gesprochen wird — Ihre Person ausgenommen, versteht sich —

Wenn jemand dort meine Schriften misfallen; so rathe ich demselben, sie ungelesen zu lassen, oder seinem Informator aufzutragen, daß er sie in der *** gelehrten Zeitung tadle. Dann wird sie, so weit die langen Arme Ihres großen Herrn reichen, das heißt auf *** Meilen im Umkreise, niemand kaufen.

Bewahre mich Gott, daß ich Ihr Fürstlein bessern wollte! — Das wäre wohl undankbare und verlohrne Mühe! Ich schreibe Wahrheit, aus keiner andern Absicht, als aus Liebe zur Wahrheit. Wer sie nicht vertragen kann, dem mag sie immerhin misfallen. Nur fürchte ich, Sie, mein Herr! haben noch nie in Ihrem Leben den Versuch gemacht, ob Wahrheit sagen bessert.

Pasquillen schreibe ich nie, und auf manche Fürsten dergleichen zu schreiben, diese Mühe ersparen sie uns selbst zuweilen. Das ärgste Pasquill auf Fürsten hat die Mutter Ihres gnädigsten Herrn vor *** Jahren herausgegeben. Wer daran gearbeitet hat, weiß ich nicht — Ich habe keinen Antheil daran. Was Sie ein Pasquill nennen, das war vielleicht nur eine kleine Rezension, die mir entfahren seyn mag über jenes lebendige Pasquill.

Chagriniren Sie Sich meinetwegen gar nicht, mein ehrlicher Mann! Es wäre Schade um Ihr

gefühlvolles Hofherzgen. Ich will mir schon so ganz still durch die Welt helfen, habe auch gottlob! über nichts zu klagen. Bis jetzt ist es noch immer gut gegangen; ich hoffe also, es soll ferner so bleiben. Dies um so mehr, da meine Glückseligkeit nicht, wie die Existenz mancher andern Menschen, an kleinen dünnen Fäden, an dem Blicke eines höchst mittelmäßigen Mannes, oder an der Gunst eines Kammerdieners hängt, sondern auf treue Erfüllung häuslicher Pflichten und auf Liebe und Achtung der Bessern beruht, unabhängig vom Urtheil des großen Haufens.

Meine ohnmaßgebliche Meinung über verschiedene Schriften.

Nichts ist der Wahrheit nachtheiliger, als wenn sie in dem Munde eines heftigen Mannes den Anstrich bekömmt, als wenn Leidenschaft sie eingegeben hätte. Deswegen misfällt mir gar sehr der Ton unsrer heutigen Rezensionen, und überhaupt das Rezensiren, wenn der Mann, der das Urtheil fällt, nicht seinen Nahmen darunter setzt. Warum sollte, wenn der Rezensent keinen beleidigenden Spott einmischt, und den Character, die Person des Schriftstellers ohnangetastet läßt; warum sollte dieser sich da nicht gefallen lassen, ein bescheidenes Urtheil über sein Buch zu hören? Man kann ein vortreflicher Mann seyn, und doch ein schlechtes Kunstwerk liefern; ja! man kann sehr hell über eine Sache denken, und doch nicht die Gabe haben, seine Gedanken auszudrücken, oder durch Vorliebe zu seinen eigenen Wendungen etwas hinschreiben, das auf Andre nicht dieselbe Würkung macht.

Meiner Meinung nach sollte man von den ganz elenden Schriften, deren heut zu Tage eine solche Menge herauskömmt, gar nichts sagen, sondern nur wichtige Werke anzeigen und beurtheilen. Wer so wenig Kenntnisse hat, und dabey so wenig Bescheidenheit besitzt, daß er etwas drucken läßt, das

kein vernünftiger Mensch ohne Ekel lesen kann, der wird auch durch eine beissende und überhaupt durch eine Rezension weder überzeugt noch gebessert werden. Er wird den ungenannten Rezensenten für einen seiner kleinen Feinde, oder für einen Menschen halten, der das Ding nicht versteht, und wenn er dann das Glück hat, noch einmal einen Verleger zu finden; so wird er dreist weg wieder schreiben und herausgeben, sobald etwas fertig ist. Zur Warnung für das Publicum können aber solche Rezensionen auch nicht helfen. Wer seine Bücher blindlings nach der Phisiognomie der Titel wegkauft, der verdient, mit unter Maculatur zu bekommen; und da nicht alle Menschen einerley Geschmack haben, und man heut zu Tage auch weiß, daß es mit den Rezensionen nicht immer ganz unpartheyisch hergeht; so bestimmt ohnehin fast niemand mehr die Wahl seiner Bücher nach dem Urtheile der Journalisten.

Bey der Menge von deutschen Journalen wäre noch immer zu wünschen, es mögte einmal eines erscheinen, welches gemeinnützig, und von Männern geschrieben wäre, die sich nicht scheueten, ihre Nahmen davorzusetzen, deren Nahmen aber auch von Seiten des Kopfs, des Herzens und der Kenntnisse in dem besten Rufe stünden, und die keine Beyträge von ungenannten oder von ihnen verschwiegenen Verfassern einrückten.

Dieser Wunsch führt mich zu einigen Anmerkungen über Göckingks Journal für Deutschland. Die Herausgabe dieses Journals ist gewiß ein uneigennütziges edles Unternehmen, und des Herrn Herausgebers bekannter Character giebt seiner Anstalt von allen Seiten eine glückliche Vorbedeutung; Allein, wird man es deswegen übel aufnehmen, wenn ich offenherzig sage, was ich gegen diese Einrichtung, oder vielmehr gegen einige der Artikel zu erinnern habe? Ohnmöglich! Wer Freyheit im Denken von einer Seite durch eine eigene Anstalt befördern will, der wird sie auch gewiß von einer andern Seite nicht unterdrücken wollen. Also zum Zweck!

Ich glaube, aus Gründen, die Herr Göckingk selbst zu Anfang einer Ankündigung angeführt hat, daß ein so allgemeines Journal in unserm Vaterlande, wo so viel verschiedene Interesse herrschen, wo sich nicht alles in Einem Mittelpuncte concentrirt, sich nicht wohl lange erhalten könnte, noch auch den gehofften Zweck erreichen würde; doch sind einige unter den versprochenen Artikeln von der Art, daß sie, wenn sie gut und vollständig ausgearbeitet werden, sehr großen Nutzen stiften können.

Zu diesen nützlichen Artikeln rechne ich: das Verzeichniß aller Getreidepreise; das monatliche meteorologische Tagebuch; das Verzeichniß

aller aufgeführten dramatischen Stücke; die Preisaufgaben; die Ankündigungen, die Edicte und Waarenverbote, und gut gewählte Auszüge aus Journalen — Das sind Dinge, die ganz Deutschland interessiren, woraus man sieht, wie Luxus, Geschmack, Gelehrsamkeit, Policey, Regierungskunst u. s. f. in den einzelnen Provinzen unsers Vaterlandes zu- und abnehmen.

Von allen übrigen Artikeln aber (wenn es auch möglich wäre, sie vollständig und gänzlich wahr zu liefern) wäre ich dennoch geneigt, nicht so vortheilhaft zu urtheilen, sondern vielmehr zu glauben, daß kaum in jedem dicken Hefte, für jeden einzelnen Leser, monatlich ein halber Bogen voll interessanter Materie sich finden wird, da hingegen leicht ein ganzer Bogen darinn seyn könnte, der irgend jemand tödtlich kränkte — Ich will mich näher erklären:

In England, wo das ganze Volk Antheil an der Regierung, folglich jedes Glied jeder Familie personelle Wichtigkeit hat, da kann der ganzen Nation daran gelegen seyn, es zu wissen, wenn ein Stück aus der Kette gerissen wird; Was für Antheil aber kann ein Mann in Hamburg daran nehmen, wenn er erfährt, daß des Herrn Hauptmanns von N. N. jüngstes Söhnlein in München gestorben ist, oder daß in Salzburg ein Herr Secretair M sich mit Jungfer Y verheyrathet hat?

Concurse und Debitcommissionen treffen leider! durch Unglück auch zuweilen den Unschuldigen, den es dann sehr kränken muß, wenn er seinen Nahmen oder den Nahmen seines Freundes an den Pranger gestellt sieht. Wer aber dergleichen muthwillig veranlaßt, und sich durch die Furcht vor Schande und Verachtung in seiner Vaterstadt, so wenig als durch die Furcht vor dem Fluch derer, die er betrügt, hat zurückhalten lassen; der wird sich auch wenig darum bekümmern, ob er in einem Journale beschimpft wird oder nicht. Dazu kömmt, daß die Gläubiger immer früh genug den Bankerutt ihres Schuldners erfahren, für Andre aber diese Nachricht sehr unwichtig scheint.

Nichts ist jetzt leichter, als auch zu den elendesten literarischen Producten einen Verleger zu finden. Wer also die Gelegenheit, Handschriften an Buchhändler zu verkaufen, noch vervielfaltigt, ich denke der versündigt sich an das Publicum.

Brunnenlisten kommen mir fast als das Allerunnützeste vor, was man lesen kann.

Was mir aber am wenigsten einleuchten will, ist die historische Chronik; Hier sind meine Gründe:

1) Wen sein Gewissen nicht von Schandthaten zurückhält, der wird auch selten sich vor öffentlichem Schimpfe fürchten. Beweise davon geben

manche Provinzen von Deutschland, über deren schlechte Regierungen man seit einigen Jahren so laut geschrien hat, daß die herrschenden Schelme nun gar nicht mehr Acht darauf geben, sondern es täglich ärger machen. Dies tritt gewöhnlich bey mächtigern, von Schmeichlern umgebenen Bösewichten ein, und die wären es doch grade, denen man dergleichen Art von Schande zubereiten mögte, weil sie die Gewalt haben, sich jeder andern Art von Züchtigung zu entziehen. Der arme Schelm leidet immer durch die Folgen seiner Handlungen; die Vorsehung sorgt dafür.

2) Es giebt für den schlauen Schurken unzählige Mittel, wenn sein Bubenstück zur Sprache kömmt, dem Dinge eben so öffentlich eine andre Wendung zu geben.

3) Ist er recht listig; so wird er sich gar nicht einmal die Mühe geben, die Sache ins Klare zu bringen, sondern nur ganz kurz bekannt machen: „Er habe eine Annecdote von sich gelesen; Da Herr „G. nur der Sammler, nicht aber der Verfasser „solcher Nachrichten sey; so könne er sich an den„selben nicht halten, sondern werde diese anonyme „Verläumdung wie billig verachten, bis der Ur„heber öffentlich aufträte.“ Und wie wenig Menschen giebt es dann, die das Herz haben würden, und ihrer Lage nach haben dürften, zu sagen: „Ich bin der, welcher die Nachricht eingeschickt

„hat?“ Und hat der Einsender die Befugniß und den Muth; warum belangt er jenen nicht öffentlich vor Gericht? Gäbe ihm die Justitz nicht Recht, ey nun! dann wäre es ja noch immer Zeit an das Publicum zu appelliren, oder sich mit dem Bewußtseyn zu beruhigen, das Seinige zu Entlarvung des Betrugs gethan zu haben.

4) Ich glaube, daß sogar der redliche, selbstständige Mann, wenn er unschuldigerweise auf diese Art verläumdet würde, sich nicht die Mühe geben sollte, seine Rechtfertigung eher vor das Forum des Publicums zu bringen, als bis der Ankläger hinter dem Herrn Herausgeber hervorgekrochen wäre.

5) Man sage nicht, daß hier niemand unschuldig könne angeklagt werden! Mein Gott! wenn man vor privilegirten Richterstühlen oft eine Sache in zehn Jahren nicht ins Reine bringen kann; wie wird Herr Göckingk für die Aechtheit der Beläge, für die Unverstelltheit der Thatsachen, für die Unpartheylichkeit seiner Correspondenten haften können, die er wahrlich nicht Alle genau kennt; (wie ich sichre Ursache habe es zu vermuthen) Und welche Weitläuftigkeit für ihn, welche undankbare Arbeit für diesen edlen wahrheitliebenden Mann, wenn er, jeder Lumperey wegen, deren es in dieser Welt immer geben wird, sich in verwickelte Untersuchungen in fremden Ländern einlassen müßte!

6) Der Herr Herausgeber will keine Annecdote ohne Beläge annehmen? Aber sollte es ihm denn unbekannt seyn, daß diejenigen schändlichen Handlungen grade die ärgsten sind, und am mehrsten bekannt zu werden verdienen, welche sich nicht durch Actenstücke beweisen lassen? z. B. Bestechungen der Großen, worüber man selten Quittung empfängt, Untreue, Ränke, Verläumdungen an Höfen? u. d. gl.

7) Und giebt es nicht Handlungen, die offenbar den Schein gegen sich haben, und dennoch nicht böse sind, die sich aber, gewisser Rücksichten wegen, durchaus nicht aufklären lassen; wo nur ein reines Gewissen und Unschuld des Herzens Richter seyn können? Wie, wenn nun in solchen Fällen ein edler Mann angetastet wird, und sich nicht vertheydigen kann, vielleicht aus Größe der Seele, um Andrer zu schonen, um gefährlichere Folgen zu vermeiden, sich nicht vertheydigen darf?

8) Wenn also, gegen hundert wahrhafte Anzeigen von würklichen Bosheiten, eine einzige Verunglimpfung eines einzigen Unschuldigen mit unterläuft; Ist das je — je — je wieder gut zu machen? Ist es nicht besser dafür lieber der Zeit, der Vorsehung und dem Gewissen des Verbrechers zu überlassen, die Schandthat zu entdecken und zu bestrafen?

9) Man nimt dem Manne alle noch übrige Schaam, wenn man ihn nahmentlich beschimpft; Auch ist es eine Frage, ob hierzu jemand anders als die Obrigkeit, als der Repräsentant des Publicums, das Recht hat? Ehemals war ich nicht immer dieser Meinung; Längere Erfahrung mancher Art lehrt mich itzt also urtheilen. Doch bekenne ich, daß ich von je her einen Widerwillen gegen anonyme Ankläger genannter Leute gehabt, und das Anneedötgeneinschicken nie recht gern habe leiden mögen. Es giebt eine andre Art solche Bilder hinzustellen, ohne die Menschen zu nennen, und ich glaube, daß die von allen Völkern als eine kräftige Arzeney anerkannte Satire, bessere Würkung thut, als eine auch unsern Nachbarn zum Spectakel dienende Chronique scandaleuse. Ist die Satire treffend; so sagt doch jeder wohlverdienterweise: „Siehe! da ist das Original zu dem „Bilde!" und der Dargestellte wird vielleicht vorsichtiger, kann noch auf halbem Wege umkehren, geht in sich, oder denkt: das Ding mögte ärger kommen. Ist aber die Satire nicht treffend; so bleibt doch der Unschuldige ungekränkt. Dazu kömmt, daß bey der Satire ein Schlag auf einmal mehr Verbrecher treffen kann, da es in jedem Lande ähnliche Originale giebt.

10) Ist es eine herrliche Sache, um die Toleranz. Wie mancher Leser, der sich schadenfroh ergötzt an der öffentlichen Beschimpfung eines Böse-

wichts, würde, unter eben den Umständen, in derselben Lage, bey derselben Erziehung, Gemüthsart u. s. f. nicht besser gehandelt haben!

11) Dagegen aber hätte ich nichts, daß man die guten Handlungen bekannt machte. Das reizt zur Nacheiferung, und wenn auch ein unverdientes Lob mit unterliefe! — Besser Tausende gelobt, die es nicht verdienten, als ein einzigmal einen Unschuldigen gelästert!

Dies waren gleich meine Gedanken bey Erblickung der Ankündigung des Journals für Deutschland, und ich habe, nach Lesung der ersten fünf Hefte, nicht Ursache gefunden, meine Meinung zurückzunehmen. Besonders dünkt mich, daß die mehrsten eingerückten kleinern Aufsätze sehr mittelmäßig sind.

Soll ich nochmals um Verzeyhung bitten, daß ich so offenherzig geredet habe? Ich glaube: Nein!

Was ich so eben über das Annecdotensammlen gesagt habe, erinnert mich an zwey vor nicht gar langer Zeit erschienene Bücher, nemlich: an die Briefe eines durch Deutschland reisenden Franzosen und an Faustin, oder das philosophische Jahrhundert. Ersteres ist in der That reich an feinen, wichtigen Bemerkungen, von einem kenntnißvollen Beobachter an Ort und Stelle, unpar-

theyisch, mit Muße, und nicht blos beym Durchreisen hingeschrieben. Dagegen aber fehlt es auch nicht darinn an zusammengestoppelten, vielleicht von Malcontenten eingeschickten, schiefen, und zuweilen an grundfalschen Nachrichten über einige Städte und Provinzen, wo der Herausgeber entweder nie gewesen ist, oder sich zu kurze Zeit aufgehalten hat. Das thut nun in der That der Wahrheit Schaden, und die, welche böses Gewissen haben, und nach Verdienst hier zur Schau hingestellt worden sind, glauben großes Recht zu haben, wenn sie irgend einen falschen Umstand aus einem solchen Buche anführen können, wenngleich von einer andern Seite der große Schwarm der modernen Reformatorn, eben so unbillig, jedesmal in die Hände klopft, wenn nur auf etwas geschimpft wird. Doch mögte ich im Ganzen noch eher solche Schriften leiden, in welchen die schlechten Regierungen ganzer Länder (denn das kann ja ohnehin kein Geheimniß bleiben) geschildert, als solche, in denen kleine geheime Annecdoten von einzelnen Personen, hinter dem Vorhange hervor, ausgeschrien werden.

Faustin hingegen halte ich für eine sehr unbedeutende, unnütze Nachahmung des Candide. Unser Jahrhundert, in welchem wir wenigstens täglich aufgeklärter werden über die Gebrechen der Menschheit, mag man immer ein philosophisches Jahrhundert nennen, wenngleich nicht in allen

Ecken von Europa auf einmal alle Misbräuche abgeschafft werden; so wie diese Welt gewiß die möglichst beste Welt ist (weil der Weise darinn reiche Freuden, seligen Genuß einerndten kann, weil selbst ihre unvermeidlichen, anscheinenden Unvollkommenheiten, in ihren spätern Folgen, zur Vollkommenheit führen) wenngleich sie immer nur eine Welt für Menschen bleibt — Es ist Zeitverlust solche allgemeine, das Ganze erhöhende Schattirungen, auf Rechnung der weisen Vorsehung, zu persiflieren!

Etwas über catholische Universitäten.

Auszug eines Briefes.

Auf deutsche protestantische Universitäten zieht jeder Jüngling oder Knabe so gut vorbereitet hin, als er, seine Eltern, Vormünder, Hofmeister, oder andre Lehrer, es glauben verantworten zu können, und man dirigirt nachher seine Studien nach bestem Wissen und Gewissen; Auf catholischen Universitäten ist es mehrentheils anders. Wer da von unten auf seine Classen durchläuft, der muß den ganzen Cursum durchmachen, wird Er genannt vom Lehrer, hernach Musjö, dann Herr, wird Licentiatus, Baccalaureus, Magister und Doctor hintereinander fort, und rückt so von Kenntniß zu Kenntniß, von Wissenschaft zu Wissenschaft hinauf. Wäre diese Stufenreyhe vollkommen zweckmäßig gewählt, und geordnet, wie es seyn sollte; so wäre das wohl eine herrliche Einrichtung. Allein das ist nun bekanntlich in den mehresten untern Schulen der Fall nicht, und mit der scholastischen Philosophie und manchem andern elenden Wortkrame geht unendlich viel Zeit verlohren. Ein oder zweymal des Jahrs werden eine Menge Promotionen vorgenommen, das heißt: eine große Anzahl junger Leute rückt aus der vierten in die fünfte, aus dieser in die sechste Classe und so ferner hinauf. Da kann man dann auf Einem Brette dreyssig

Jünglinge zu Doctorn der Weltweisheit krönen sehn. Die Geschicktesten darunter aber defendiren im Nahmen der Uebrigen.

Die Materien, worüber disputirt wird, sind zuweilen so gewählt, daß es dem sehr auffallen muß, der lange in protestantischen Provinzen gelebt hat.

Gestern, zum Beyspiel, wohnte ich einer solchen Defension bey. Ein geschickter wackrer junger Cavalier disputirte pro suprema Philosophiæ aurea — und über welche Materie, meynen Sie wohl, mein Freund? — über die elementa artis diplomaticæ! Wer keine andre als acatholische Universitäten gesehen hätte, dem würde dies eben so sonderbar vorkommen, als wenn man in Göttingen, um Doctor Juris zu werden, de arte obstetricia disputirte. Allein die Sache ist so passend als möglich. In der siebenten Schule (Classe) nemlich, aus welcher dieser junge Mann nun austrat, und welche von der Physik den Nahmen hat, wird auch die Diplomatik gelehrt, und deswegen gehörte diese Wissenschaft in die Reyhe derjenigen Kenntnisse, über welche er geprüft werden sollte, und in welchen er Proben seiner Geschicklichkeit ablegte.

Noch muß ich erinnern, daß in protestantischen Gymnasien die oberste Classe prima heißt, in catho-

lischen aber umgekehrt. In Hildesheim also lern man vielleicht in der siebenten Classe buchstabiren und in Ingolstadt in der siebenten Schule practisch Weltweisheit.

Diese Anmerkung scheint sehr unbedeutend, is es aber nicht, in Betracht der schiefen Urtheile, di man zuweilen hört und lieset, besonders von Reisenden, die, mit fremden Einrichtungen unbekannt, alles nach dem Schlendrian ihrer Vaterstadt abmessen wollen.

Zwey Aufgaben.

Ich wünschte von einem größern Philosophen als ich bin, über folgende zwey Puncte gründliche bhandlungen zu lesen:

I. Ueber den Enthusiasmus für das Böse und für das Gute.

II. Ueber die Grenzen der Dankbarkeit.

Hier sind einige Fragen und Erinnerungen, ie dabey in Betracht kommen könnten:

Warum ist es leichter, die Menschen mit Schwärmerey zur Bosheit und Thorheit, als mit Enthusiasmus für Weisheit und Tugend zu erfüllen?

Daß uns die Geschichten aller Zeiten die ahrheit dieses traurigen Satzes bestättigt, wird iemand leugnen wollen.

Die Lehre von der Erbsünde, und daß also er Mensch von Natur zum Bösen geneigt sey, nn hier wohl nicht in Betracht kommen, denn enn auch diese Lehre wörtlich also zu verstehen

wäre; so ist doch hier nicht vom Hange zum Bösen, sondern vom Enthusiasmus dafür die Rede, und nicht nur von Enthusiasmus für das Böse allein, sondern auch von Schwärmerey für die Thorheit. Warum haben die Menschen lieber die lächerlichsten Narrheiten geglaubt, und dafür ihr Leben gewagt und aufgeopfert, als für die einfache Wahrheit?

Man sage nicht, daß Mangel an Aufklärung daran Schuld ist, und daß man ernstlich daran arbeiten müsse, das ganze Menschengeschlecht über sein wahres Interesse aufzuklären! Wenn das möglich wäre; so wäre es längst geschehen, und es bedarf dazu keiner künstlichen Anstalten. Einfache Wahrheit und Pflicht kennt gewiß jeder, wenn er kaltblütig darüber nachdenkt.

Tausende seufzen über einen Tirannen und fechten doch mit Enthusiasmus für ihn, wagen ihr Leben in seinen ungerechten Kriegen, glauben gern, daß er ein Recht habe, sie zur Schlachtbank zu führen; aber unter den Tausenden tritt nur sehr selten ein einziger Brutus auf, der auch nur sein Leben wagt, sein Vaterland von dem ungerechten Joche zu befreyen.

Tausend zeichnen sich durch Thorheiten aus, und überwinden herzhaft den Neid und die Ver-

folgung andrer Narren; aber selten hat Einer den Muth, sich durch Simplicität und Selbstständigkeit auszuzeichnen, wenn er auch die herrlichsten Dinge darüber zu sagen weiß.

Wie lassen sich die Grenzen der Dankbarkeit gegen schlechte Menschen bestimmen? Oder: Wie soll man sich betragen, wenn man jemand, den man nachher als einen schlechten Mann kennen lernt, von ältern Zeiten her, viel Verbindlichkeit schuldig ist, und nun Eifer für die gute Sache mit dem Gefühle der Erkenntlichkeit in Streit kömmt?

Darf hier der Bewegungsgrund, daß jeder Wohlthäter schon durch die innere Ueberzeugung, etwas Gutes gethan zu haben, hinlänglich belohnt ist, von mir in Rechnung gebracht werden? Darf ich Rücksicht darauf nehmen, daß ich entweder seiner Wohlthaten, seiner Hülfe werth war, als er mir diente, und er alsdann nichts mehr gethan hat, als was Pflicht jedem Redlichen gebiethet, oder daß, wenn ich dieselbe nicht verdiente, er gegen die Tugend der Gerechtigkeit gesündigt hat?

Wenn höhere Pflichten, z. B. das Richteramt oder dergl. ins Spiel kommen, ja! dann kann kein

Zweifel darüber seyn. Hier aber ist nur die Frage: „Wenn Du Deinen Wohlthäter als einen schlechten „Mann kennen lernest; in wie fern darfst Du dann „so gegen ihn im gemeinen Leben handeln, als „andre Rechtschaffene gegen Bösewichte ver- „fahren?“

Daß es besser sey, so wenig Wohlthaten als möglich anzunehmen, um nie in dergleichen Verlegenheiten zu kommen, versteht sich von selbst.

A n n e c d o t e n



I.

In einer Provinz von Deutschland, wo es in manchen Fällen streitig war, ob man nach Wetzlar oder an das höchste Landesgericht appelliren müßte, verlohr ein Mann einen beträchtlichen Proceß, der ihn um seine Güter gebracht haben würde, in welche seine Gläubiger immittirt wurden. In dieser Verlegenheit gab er eine Schrift ein, in welcher er sagte: „da es hier „streitig sey, an welches Gericht man sich zuletzt „wenden dürfe; so wolle er hiemit an ein Gericht „appelliren, welches nach dem westphälischen „Frieden von Allen als das oberste anerkennt „würde, nemlich an das jüngste Gericht; Er „bäthe daher, um leidliche Determination der „Succumbenzgelder, und um Einhalt mit der „Execution, bis zu entschiedener Sache.“ Der letzte Punct, wegen Aufschiebung der Execution, wurde ihm nun freylich, wie man denken kann, nicht gestattet. Da die Sache aber nun seit funfzig Jahren bey den Reichsgerichten hängt; so ist es wahrscheinlich, daß er den ersten Theil seiner Bitte, nemlich: am jüngsten Tage erst sein Definitivurtheil zu erlangen, erfüllt sehen wird.

2.

In Frankfurt am Main in einem Gasthofe saß in der Meßzeit ein Mann neben mir, der mich durch seine sonderbare Zerstreuung sehr belustigte. Unter andern Zügen dieser Art, welche ihm, während der Malzeit an der Wirthstafel entwischten, erinnere ich mich folgendes: Es gieng bey dem Nachtische ein Teller mit Bisquit herum. Ich reichte ihm denselben; Er nahm ein Bisquit, und gab den Teller seinem Nachbar zur Linken. Gleich nachher kam auch durch mich ein andrer Teller an ihn, auf welchem einige Geldstücke lagen, die man für Musikanten, welche während der Tafel spielten, gesammlet hatte. Mein zerstreueter Nachbar, statt etwas dazu zu legen, nahm eines von den Geldstücken hin, legte es neben sein Bisquit, und reichte den Teller ernsthaft weiter. Ein Lächeln, das er an mir bemerkte, erinnerte ihn an sein Versehn, und um dies gutzumachen, nahm er den Musikantenteller wieder zu sich, griff geschwind vor sich hin, und — legte das Bisquit darauf.

3.

Als ein Beyspiel des feinen Geschmacks der Holländer mag folgende Stelle aus einem ihrer heroischen Trauerspiele dienen, für deren Aechts

heit ich jedoch nicht einsehe. Es ist ein Dialog zwischen einem Prinzen und einer Prinzeßinn, welcher sich also anfängt:

Prinz. Princeſs, hoe kan't Gy myn vergeeten?
Heb ik dog well duyſendmaal in Uwen
Arm leggen zweeten!

Prinzessinn. Prins ik moet het geſtaan
U Reuk was doent myn angenaam;
Mar nu reuk Gy niet naar Muſcat,
Als Gy naar het Secret toe gaat.

4.

Ein würdiger alter protestantischer Prediger in der Pfalz, der, durch apoplectische Zufälle gelähmt, ausser Stande war, seinen Amtsverrichtungen vorzustehn, hatte seinen Sohn, einen liebenswürdigen rechtschaffenen Jüngling, zur Hülfe in seinem Dienste, bey sich. An einem Sonntage predigte der junge Mann über den Text: „Denen, „die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten „dienen.“ Nach der Kirche wollte sein lahmer Vater mit ihm auf die Nachbarschaft zu Verwandten fahren. Man nahm ein kleines einspänniges Fuhrwerk; der Sohn leitete das Pferd; der Alte saß neben ihm. Als sie am schroffen Ufer eines Flusses herkamen, wurde der Gaul durch irgend etwas scheu und flüchtig. Alle Mühe und Anstrengung des jungen Mannes ihn zu halten war vergebens. Sie trafen endlich an einen Platz,

wo das Ufer äusserst steil, der Weg schmal, und der Abgrund sehr tief war. Ein Rad des Fahrzeugs kam zu nahe an den äussersten Rand, und in dem Augenblicke stürzten Cariole, Pferd und Männer hinunter. Aber der Sohn war herausgesprungen, hielt immer noch die Zügel, wurde zwar mit hinuntergerissen, minderte doch aber die Heftigkeit des Sturzes. Er kam grade zu der Zeit hinunter an das Wasser, als sein lahmer Vater schon im Begriff war zu ertrinken. Da rettete ihn der Jüngling, und trug ihn an das Ufer. Der Greis war ohnmächtig geworden, schlug aber bald die Augen wieder auf, sahe seinen Sohn an, und sagte freundlich: Weißt du nicht, mein Sohn! daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen? Diese Geschichte, die beyden Menschen zur Ehre gereicht, ist pünctlich wahr. Welche seltene Gegenwart des Geistes und Heiterkeit der Seele in solchen Augenblicken!

5.

Ein Gerichtshalter auf einem adelichen Gute gerieth einst auf der Gerichtsstube gegen einen Bauer zu sehr in Zorn. Der Bauer von seiner Seite wurde auch hitzig und bath endlich den Richter auf eine sehr unanständige Art zu Gaste. Der Gerichtshalter sprang vom Stuhle auf; der Bauer eilte zur Thür hinaus; So gieng es über den Gang, die Treppe hinunter, bis auf den Hof.

Hier begegnete ihnen der Gutsherr, ein äusserst phlegmatischer Mann: „Wohin so schnell, Herr „Gerichtshalter?“ — „Ey! Ihro Gnaden“ rief der erzürnte Richter „Stellen Sie Sich vor, „der verteufelte Bauer hat mir gesagt: ich soll „ihn im - - - u. s. f.“ — „Nun! wenn auch“ erwiederte der Herr kaltblütig „damit hat es ja „keine Eile.“

6.

Wenn Einer von uns dem Andern Geld schuldig ist und nicht bezahlen kann; so pflegt er gegen diesen mehrentheils gar demüthig und höflich zu seyn. Bey den Großen der Erde hingegen scheinen solche Kleinigkeiten nicht immer Einfluß auf ihr Betragen zu haben. Es ist wahr, man sagt, sie könnten mündlich, unter vier Augen, sich zuweilen ohngemein herablassen, sobald sie es ihrem Interesse angemessen fänden; aber schriftlich — ja! das ist eine andre Sache; litera scripta manet. Daß es eben so vor beynahe dreyhundert Jahren gewesen, und die Fürsten auch damals schon, selbst wenn sie in Verlegenheit waren, ihre, dem Vorurtheile nach angebohrnen Rechte nicht vergaßen, beweiset folgender Brief des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig an einen Edelmann in Hessen, dem er Geld schuldig war. (Ich habe den Brief in verständlichers Deutsch übertragen.) Er lautet also:

„Lieber Jost! Dein Knecht hat hier etwas
„lange gelegen. Ist die Ursache, daß ich nicht
„einheimisch gewesen bin; Als habe ich ihn, nach
„meinem Wiederkommen, einen Tag oder drey
„aufgehalten, nachdem der mein Geld unter Hän=
„den hat. Ich hatte gemeint, der sollte wieder=
„kommen seyn; Als habe ich ersehen, daß er noch
„in acht Tagen nicht kömmt; Als habe ich Deinen
„Knecht reiten lassen, denn Du Seiner vielleicht
„bedürfen mögtest, und will Dir es bey eigener
„Bothschaft in Deine Behausung schicken; Dir
„Gnade zu beweisen bin ich willig. Datum Zell
„meine Hand. Dienstag nach corporis Christi
„1491."

Das ist gar lustig zu lesen, wie der Schuldner seinem Gläubiger Gnade zu beweisen willig ist. Hätte er ihn doch lieber bezahlt!

7.

Sonderbarer Brief des Kaufmanns W. an den Secretair B.

„Mein Herr! Ich habe vor einiger Zeit mit
„großem Befremden gehört, daß Sie bey jeder
„Gelegenheit übel von mir reden, da Sie mich
„doch gar nicht kennen; und heute erfahre ich,
„daß Sie im Begriff stehen, wegen zweyhundert
„Thaler Pupillengelder, die Sie nicht herbeyschaf=
„fen können, in Verhaft genommen zu werden,

„welches mich denn sehr freuet, weil es mir Ge-
„legenheit giebt, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht
„der Mann bin, für den Sie mich ausschreyen.
„Hier sind die 200 Rthlr. die ich Ihnen vorstrecken
„will, damit Sie aus der Verlegenheit kommen."

„Aber sagen Sie mir einmal: Sind Sie nicht
„ein miserabler Mensch, daß Sie von ehrlichen
„Leuten schlecht sprechen, und doch der ehrlichen
„Leute nicht entbehren können? Indessen hoffe
„ich, Sie werden Sich bessern. Ich bitte mir
„übrigens eine Quittung über das Geld aus, und
„verharre"

„Ihr dienstwilliger Diener W."

8.

Wie leicht auch die besten Fürsten das Unglück haben können, eine Ungerechtigkeit zu begehn, die nicht immer so wieder in das Feine zu bringen ist, als diejenige, welche ich jetzt erzählen werde, beweiset folgende Annecdote: Ein sehr gütiger Fürst, der gewiß nie vorsetzlich einem seiner Leute Unrecht that, hatte in seinem Dienste einen Officier, der von unten auf gedient, und im Kriege sehr unzweydeutige Proben seines Muths gegeben hatte. Nach dem Frieden nahm ihn der Herzog aus dem Militair weg, und gab ihm eine Zollverwaltersstelle auf dem Lande. Kaum hatte er diese Bedienung einige Jahre verwaltet, als er

durch eine Feuersbrunst Haus, Hof, Weib, Kind und alle seine Papiere verlohr. Indeß war ein neuer Krieg ausgebrochen, und unser alter Held bekam noch einmal Lust sein Glück im Felde zu versuchen; Er bath den Herzog, ihn wieder anzusetzen, und dieser ließ ihn als Capitain mitgehn. Er that hier wiederum seine Pflicht, focht tapfer, war von jedermann geliebt, setzte den Rest seines Vermögens in dem Dienste seines Herzogs zu, und kam nach geendigtem Kriege zurück, um den Lohn seiner Arbeit zu erhalten. Das erste, was ihm hier begegnete, war, daß er in Verhaft genommen wurde — Niemand begriff warum; die Veranlassung aber war folgende: Ein neuer Finanzdirector war an das Ruder gekommen, wollte sich bey seinem Herrn durch übergroße Pünctlichkeit in Gunst setzen, suchte alle alte Ansprüche und Forderungen hervor, und fand unter andern, daß der ehemalige Zollverwalter, jetzige Capitain H*** keine Rechnung über seine Einnahmen abgelegt hatte. H*** wurde befragt, berief sich auf den Verlust seiner Papiere — Man machte eine große Nachrechnung von Receß — der arme Hauptmann konnte nichts bezahlen; und so wurde er dann auf die Festung gesetzt. Niemand nahm sich Seiner an, dem Fürsten war die Sache in der besten Form Rechtens vorgetragen worden, und so saß denn der Unglückliche ein Jahr lang, und bekam täglich wenige Kreuzer zu seinem Unterhalte.

Dies erfuhr endlich einer seiner ältesten Freunde und der drang durch, bis zu der Person des Herzogs, siegte gegen Cabale und Privathaß, und würkte des Capitain H*** Befreyung aus. Nun war er freylich nicht mehr in Gefangenschaft, aber wovon sollte er leben? Man hatte ihm keine Pension ausgesetzt. In dieser traurigen Lage gieng H*** grade in das Schloß zum Herzog: „Gnädigster Herr!“ sagte er, „Ich danke zwar unterthänigst für die wieder erhaltene Freyheit; Allein da ich von derselben ohne Geld keinen Gebrauch machen kann; so überliefere ich hiemit meinen Degen wieder, und bitte ehrerbiethigst, mich wieder auf die Festung bringen zu lassen. Ich habe Vermögen und Gesundheit in Ihrem Dienste zugesetzt. Ersparen Sie mir itzt den Schimpf, in meinen alten Tagen zu betteln! Während meiner Gefangenschaft hatte ich doch täglich einige Kreuzer — Jetzt habe ich nichts.“ Der Fürst erschrack, untersuchte die Sache genauer, wurde gerührt, und verwilligte dem verdienstvollen Manne eine reichliche Pension. — O ihr Fürsten! wie oft wird auf diese Art Euer gutes Herz gemisbraucht, wenn Ihr nicht mit eigenen Augen sehet!

9.

Ein gewisser Comte de *** besaß ein Landgut, ohnweit M***, wo er sich durch seinen unerträg-

lichen Hochmuth allgemein verhaßt machte. Eines Morgens traf er bey einem Spaziergange an der Mauer seines Gartens einen Soldaten aus M***, sitzend an, indem derselbe gewisse Bedürfnisse der Natur befriedigte. Der Graf hatte eine Vogelflinte auf dem Rücken, nahm dieselbe in die Hand, spannte den Hahn, zielte auf den Soldaten, und schrie erboßt: „Was unterstehst du dich, Kerl? „Ist es erlaubt, meine Mauer also zu beschimpfen? „Gleich friß das auf, oder ich erschiesse dich auf „der Stelle.“ Der Soldat war ein Franzose — Er bath, entschuldigte sich, flehete; Nichts half; der abscheuliche Graf zwang ihn, die schmutzige Malzeit anzufangen. Als das Ungeheuer sich eine Zeitlang an diesem ekelhaften Anblicke geweidet hatte, erließ er ihm die fernere Strafe: „Je te „fais grace du reste“ sagte er. Der Soldat fiel auf die Knie, dankte unterthänigst für die Milderung der Strafe, lobte die Gnade des Grafen, kam dann auf seine eigene Person, erzählte, er sey ein Gewehrmacher von Profession, lobte die Flinte des gnädigen Herrn, machte diesen treuherzig; Ein Wort gab das andre; und so lockte er ihm endlich das Mordgewehr aus der Hand, unter dem Vorgeben, es zu besehen. Aber kaum hatte es der Soldat in seiner Gewalt, als er es dem Grafen entgegen hielt, und mit fürchterlicher Stimme rief: „Aprésent, Coquin! c'est à moi à te punir de ta „cruauté! Avales-moi tout à l'heure le reste, ou

„je te tuerai sur le champ.“ Was war zu thun? Der Graf wollte sich unnütz machen; der Soldat aber bestand auf seine Forderung, und der gnädige Herr mußte à son tour speisen. Hätte dieser nun noch Vernunft genug gehabt, den Vorfall zu verschweigen; so wäre alles vergessen worden. Allein er häufte Unsinn auf Unsinn, warf sich in seinen Wagen, fuhr nach M***, und verlangte von dem Commandanten, er solle ihm den Soldaten ausliefern. Der General lächelte, bey Erzählung des Vorfalls, wendete alles an, den Grafen begreifen zu machen, daß seine eigene Ehre darauf beruhe, die Sache zu verschweigen; aber der Rasende drang auf Genugthuung. Man gieng auf die Parade. Die Soldaten mußten Mann vor Mann vorbeypassiren. „Voilà mon homme!“ rief der Graf. Er mußte heraustreten. „Con-„noissés-Vous ce Seigneur là?“ fragte ihn der Commandant. Der Soldat, ohne aus seiner Fassung zu kommen, antwortete: „Comment ne le „connoîtrois-je pas? Nous avons hier déjeuné „ensemble.“ Die Geschichte wurde bald allgemein bekannt, und der Graf durfte sich in keiner Gesellschaft mehr sehen lassen.

10.

Titel eines Romans aus dem vorigen Jahrhundert: „Liebeskampfes erster Theil, das ist:

„Eine scheinbare Geschicht des unglücklichen Lieb-
„habers Prodoci mit dessen Wunder beständig ge-
„liebten Meneen, allen treu verbundenen, auch
„redlich verliebt- so betrübten Gemütern zu Ver-
„treibung müssig und trauriger Stunden aus einer
„italienischen sogenannten Romain in unsere teutsche
„Muttersprache bestmöglichst übersetzt und der Welt
„vorgestellt von einem derselben Sprach Liebha-
„bern, genannt de la Grise. 1681.

